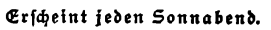
XIX. Jahrg. Berlin, den 21. Januar 1911. Nr. 17.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.



Berlin, den 21. Januar 1911.

Gnade und Cölibat.

Vor meinem Buch „Christenthum und Kirche“ hat besonders laut Professor Karl Braig an der badischen Universität Freiburg gewarnt. Er macht (in der Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland) mein Buch und den Verfasser schlecht. Das thut er aus Ueberzeugung und aus Pflichtgefühl. Dagegen ist nichts einzuwenden. Mit ihm zu disputiren, gedenke ich schon darum nicht, weil es vergeblich wäre; denn wir gehören zwei verschiedenen geistigen Welten an, zwischen denen Verständigung nicht möglich ist. Er ist Scholastiker, ich bin Empiriker. Ich will nur die Gelegenheit wahrnehmen, den Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Denkern an einer einzelnen theologischen Materie zu beleuchten, an der Lehre von der Gnade. Der Scholastiker fragt: „Was sagen Paulus, Augustinus, Thomas und die übrigen großen Theologen darüber?“ Und konstruirt aus deren Aussprüchen ein Dogma. Der Empiriker fragt: „Was sagt das Leben?“ Nimmt die Beleuchtung, welche die Thatsachen durchs Schriftwort erfahren, dankbar an und untersucht, ob die Ansichten der Theologen, an der Lebenserfahrung geprüft, stichhaltig sind. Paulus nannte seine und der übrigen zum Himmelreich Berufenen Auserwählung, Erleuchtung und Heiligung ein aus reiner Güte gespendetes Gnadengeschenk Gottes, eine χάρις, und aus seinen Beschreibungen dieser Charis haben die katholischen Theologen ihr Dogma von der Rechtfertigung konstruirt. (Die abweichenden Ansichten der Reformatoren damit zu vergleichen, ist hier nicht der Ort.) Der von Gott entfernte Sünder (ich lasse Möhler reden) „wird,

ohne eigenes Verdienst, zum göttlichen Reich zurückgerufen. Der göttliche Ruf ergeht an ihn nicht blos von außen durch die Verkündung des Evangeliums, sondern zugleich durch eine innere Thätigkeit des Heiligen Geistes, der die schlummernden Kräfte des mehr oder weniger in sittlichen Todesschlaf verfallenen Menschen weckt und ihn antreibt, sich mit der Kraft von oben zu verbinden, um eine entgegengesetzte Lebensrichtung zu gewinnen und die Gemeinschaft mit Gott zu erneuern. Hört der Sünder auf diesen Ruf, so ist die erste Frucht des Zusammenwirkens von Gott und Mensch der Glaube, die Ueberzeugung vom Dasein einer höheren Weltordnung. Aus der Erkenntniß der strafenden Gerechtigkeit Gottes entspringt die Furcht, aus der Kunde von der Liebe Gottes, der seinen eingeborenen Sohn für die Menschen dahingegeben hat, die Liebe zu ihm; und Furcht und Liebe treiben ihn zur Buße, deren Frucht darin besteht, daß sich dem Menschen die Fülle des göttlichen Geistes mittheilt. Gottes Liebe ergießt sich in sein Herz, so daß die Sünde mit der Wurzel getilgt und er erneuert wird, ein neues, gottgefälliges Leben lebt als ein wirklich Gerechter". Die inneren Erleuchtungen und Antriebe, die zur Buße anregen und nach vollendeter Heiligung zum Ausharren im Guten gespendet werden, heißen wirkende Gnade, die innere Erneuerung aber, die Eingießung einer gottähnlichen Gesinnung bei der Rechtfertigung, wird heiligmachende Gnade genannt.

Daß die christliche Kirche ein Leben in Gott, also in Vernunft und Liebe, als das Ziel ihrer Thätigkeit und aller ihrer Veranstaltungen festhält, bleibt ihr unvergänglicher Ruhm und unterscheidet sie von allen religiösen Institutionen der Heiden; denn was in Griechenland, in Indien für die sittliche Reinigung und Erhebung geschah, ist nicht von Priestern, sondern von Philosophen ausgegangen. Aber wenn wir wissen wollen, ob, in welchem Grade und in welcher Weise die Kirche ihr erhabenes Ziel erreicht, so müssen wir das Leben befragen. Was sagt es? Wir sehen Etwas wie die von den Theologen beschriebene Gnade, nur stellt sich ihr Wesen ein Wenig anders dar, als es die Theologen an ihren Studirtischen und in ihren Disputationen ausgeklügelt haben. Katholische Blätter warfen jüngst dem Apostel Eduards von Hartmann, Arthur Drews, Mangel an Wirklichkeitsinn vor, weil er die Existenz Jesu leugne, die doch durch die vom Heiland ausgegangene ungeheure Wirkung hinlänglich bewiesen sei, und sie haben Recht damit. Aber der naive Glaube an manche von mittelalterlichen Theologen abseits vom Leben ausgedachte Dogmen bekundet einen noch größeren Mangel an Wirklichkeitsinn. Eine unverdiente

Gnade muß es genannt werden, wenn ein Mensch mit einem gesunden Leibe, mit gesunden Geistes- und Gemüthsanlagen geboren wird, wenn er in einer guten Familie bei vernünftiger Erziehung, zu der ein verständiger Religionunterricht gehört (wie unverständig ist dieser leider oft!), aufwächst, gleich weit entfernt von dem verweichlichenden Luxus übermäßigen Reichthums wie vom verpestenden Schmutz der Bettelarmuth, und wenn er so ein guter, rechtschaffener und tüchtiger Mensch wird. Bei wie Vielen oder vielmehr wie Wenigen sich jene erhabene Gemüthsverfassung einstellen mag, die als Wirkung der heiligmachenden Gnade beschrieben wird, weiß Gott allein; uns genügt Das, was wir sehen: bürgerliche Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit mit ein Wenig Edelmuth und Herzensgüte; und schon dafür sind wir dankbar. Bei heroischen Naturen kann gerade das Gegentheil dieser Bedingungen des Gedeihens als Gnade wirken; sie werden unter verderblichen Einflüssen gute und im Widerstand gegen sie vielleicht sogar große Menschen. Auf diese Zubereitung des für das seelische Gedeihen des Begnadigten erforderlichen Milieu beschränkt sich Gott nicht; er führt Viele Schritt vor Schritt an der Hand, sie haben die Empfindung, daß ein unsichtbarer Helfer sie geleitet, der ihnen im richtigen Moment das richtige Buch darreicht, ihnen im richtigen Moment den richtigen Mann zuführt, sie im richtigen Moment auf den richtigen Platz bringt. Nietzsche bekennt, daß er solche Erfahrungen gemacht und daß es ihn Mühe gekostet habe, den Glauben an das fürsorgende Walten eines Gottes abzuwehren. Besonders auffällig macht sich die Vorsehung bemerkbar, wenn sie ihren Schützling aus einer großen sittlichen Gefahr herausreißt. Ein Freund erzählte mir: „In jungen Jahren verfolgte ich einmal leidenschaftlich einen Plan, dessen Vereitelung mich sehr unglücklich machte. Später erkannte ich, daß sich hinter der mir bewußten edlen Absicht eine unter der Schwelle lauernde sehr gefährliche verborgen hat. Seitdem kann ich nicht ohne Grauen und ohne tiefe Dankbarkeit gegen Gott an die schrecklichen Folgen denken, die entstanden wären, wenn ich meinen Kopf durchgesetzt hätte.“ Also Veranstaltungen, die den Menschen zum Guten leiten, sind Gnaden. Der Gedanke an innere Einwirkungen braucht nicht ausgeschlossen zu werden. Die deistische Auffassung, daß sich Gott von der Weltmaschine zurückgezogen habe, nachdem er sie gebaut und mit allen für die Ewigkeit ausreichenden Selbstregulirungen versehen, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Sogar schon das Wunder des organischen Lebens, das die Naturforscher vergebens zu enträthseln sich bemühen, erinnert uns an Goethes: „Was wär' ein

Gott, der nur von außen stieße!" Allein dieses Walten Gottes verbirgt sich in dem Innersten, das uns nun einmal nicht zugänglich ist; was uns die Erfahrung zeigt, ist ein Gefüge von Verhältnissen, Ereignissen, Belehrungen, Mahnungen, deren psychologische Wirkungen uns durchaus verständlich sind, und zu ihnen gehören eben auch die religiösen Lehren und die pädagogischen Veranstaltungen der Kirche. Innere unmittelbare Einwirkungen Gottes auf die Seele anzunehmen, zwingt uns die weltgeschichtliche Wirksamkeit, die von den großen Erweckten, einem Paulus Augustin, Franz von Assisi, Luther, Ignaz von Loyola, Calvin, Knox, Vincenz von Paul, John Wesley, General Booth, ausgegangen ist, und die Herzensbereitschaft, mit der große Volksmassen die von Jenen ausgehenden Anregungen aufgenommen haben. Daß die Gnadenhilfe zu einem guten und vernünftigen Leben nicht Allen zu Theil wird, ist eine Schwierigkeit, deren Lösung der christliche Optimismus im Jenseits erhofft, die manchen anders gearteten Denker zum Pessimisten macht, dem tief religiösen, aber düsteren Geiste Calvins den Glauben an Prädestination eingegeben hat. Die katholische Theologie versucht, sich ihm zu entziehen. Gott gebe Jedem die zum Heile nothwendige Gnade; verloren sei nur, wer diese Gnade zurückweise; die Prädestination sei nur so zu verstehen, daß Gott voraus wisse, welche die Gnade annehmen, welche ihr widerstehen würden; die Ersten seien die zur Seligkeit Prädestinirten; Prädestination zur Verdammniß gebe es nicht. Doch abgesehen von den unzählbaren Millionen, die außerhalb der Kirche sterben und nach der Kirchenlehre an der Erlösung keinen Theil haben, leben Millionen Christen (man denke an die in den Gossen und Slums der Großstädte Geborenen und Aufgewachsenen) unter Umständen, die ihnen das Sittengesetz nicht mal kennen zu lernen noch gar zu befolgen gestatten. Sicher ist also, daß nicht alle Menschen die (mit der Kirche zu reden) zum Heil nothwendige Gnade bekommen; und wenn die Folge davon die ewige Verdammniß ist, dann hat Calvin Recht, der erklärt: Gott wirket in den Prädestinirten das Gute, um in ihrer Beseligung seine Liebe, und in den Reprobirten das Böse, um in ihren ewigen Qualen seine Gerechtigkeit zu offenbaren.

Das ist nun, mag sich im Uebrigen die katholische Gnadenlehre mit der Erfahrung vereinigen lassen, der eine von den beiden Punkten, in denen diese Lehre zweifellos irrt. Da es keine ewige Hölle geben kann, so kann auch die Unzulänglichkeit der Gnade oder ihre angebliche Zurückweisung nicht die ewige Höllenpein zur Folge haben. Franz Xaverius war unermüdlich im Taufen. Es

litt ihn nicht lange an einem Ort. Nur immer weiter! Nur immer taufen! Durch Besprengung; besonders Kinder. Durch ganz Indien hin, dann in Japan; China wollte er so taufend durchwandern; über der Zurüstung starb er. Alles aus Liebe zu den Seelen, um sie der ewigen Verdammniß zu entreißen. Er gehörte sicherlich nicht zu den robusten Heiligen, die vom Anblick der Qualen der Verdammten Erhöhung ihrer Seligkeit hoffen; darum ist er ein wirklicher großer Heiliger, der Verehrung würdig. Aber welch ein großer Thor ist er zugleich! Er hält Gott für einen Justiznarren, der im Stande ist, trotz seiner unendlichen Liebe um der einen Sünde Adams willen Milliarden schuldloser Kinder der Seligkeit zu berauben (die milderen unter den katholischen Theologen lassen die ungetauften Kinder nur die poena damni, Verlust der Anschauung Gottes, nicht die poena sensus erleiden), durch die Benetzung mit einem das Verdienst Christi vermittelnden Tröpflein Taufwassers aber die kontrahirte Schuld getilgt sein zu lassen. Wenn ein menschlicher Richter ähnlich urtheilen wollte, würde ihn auch der orthodoxeste Theologe in ein Sanatorium schicken.

Damit habe ich schon das Zweite berührt, was an der kirchlichen Gnadenlehre unannehmbar ist: daß die Gnade durch die Sakramente mitgetheilt werde. Wenn es eine sichere Erfahrung giebt, so ist es die, daß die Taufe gar nichts wirkt. Das Verhalten des Getauften hängt gleich dem des Ungetauften davon ab, was für Anlagen er hat, wie er erzogen wird, in welcher Umgebung er lebt. Namentlich die spezifisch christlichen Tugenden sind in der Christenheit selten. Was den Christen Macht über die Farbigen verleiht, sind nicht ihre christlichen, sondern ihre Rassetugenden: die Tugenden, deren Inbegriff die Römer mit dem Worte virtus, Mannhaftigkeit, bezeichneten, die nach Augustinus an den Römern mit der Weltherrschaft belohnt wurden und welche die Kirche unter dem Namen Kardinaltugenden (Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke) in ihren Moralkodex aufgenommen hat. Wenn sich die Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises im Ganzen vortheilhaft von den Islamiten und den Farbigen unterscheiden, so beruht Das zum Theil auf ihrer soeben genannten Rassetugend, zum Anderen auf der objektiven Moral, auf der Oeffentlichen Meinung, die neben den Ariertugenden auch einen Zusatz christlicher Milde fordert, und auf den Einrichtungen: Schule, Militär, Justiz, Verwaltung, Polizei, die mit Zwang nachhelfen, wo sich Einer den Forderungen der geltenden Sitte nicht freiwillig fügt. Diese objektive Sittlichkeit ist dadurch entstanden, daß, so oft die Christenheit in Gefahr kam, zu verwildern, ein Heiliger oder

Reformator zügelnd und erweckend eingriff und daß kluge und tüchtige Regenten- und Staatsmänner, die biologische Nothwendigkeit jener Rassetugenden für die Volksgesundheit und für den Bestand des Staates erkennend, die Hilfe der Kirche für die Volkserziehung in Anspruch nahmen, die Religion zu einer den Zwang bald unterstützenden, bald ergänzenden Staatseinrichtung machten, auch nichts dagegen hatten, wenn Virtuosen der spezifisch christlichen Tugenden Demuth, Selbstverleugnung, Barmherzigkeit die Heidentugend veredelten und die Härten milderten, welche die Herrschaft der Kraftmenschen den schwächeren Individuen auferlegt. Daß die Durchschnittschristen nicht „geheiligte", sondern nur gezügelte sind, zeigt sich gewöhnlich, wenn sie in eine Umgebung gerathen, wo sie sich ungestraft gehen lassen dürfen, etwa in eine exotische Kolonie. Ein Missionar berichtet, ein Neger habe ihm gesagt: „Du hast uns den Teufel beschrieben; die Beschreibung paßt ganz genau auf die Weißen, die uns heimsuchen." Gegen den Zwang der objektiven Moral wird stets angekämpft, nicht nur von den Verbrechern, sondern auch von respektablen Leuten im Namen irgendeiner edlen Idee; heute verbirgt sich die Auflehnung hinter der Schulreform, der Sexualreform, der ästhetischen Kultur. Bei Erwachsenen sind die Sakramente nicht ganz unwirksam; aber was sie wirken, geschieht nicht durch eine geheimnißvolle übernatürliche Kraft, sondern durch die frommen und nützlichen Betrachtungen, Ermahnungen und Vorsätze, die mit ihrem Empfang verbunden zu sein pflegen. Und wie unbedeutend ist im Ganzen ihre Wirkung! Ein Handwerksmeister, der vor fünfzig Jahren als Geselle Frankreich durchwandert hat, erzählte mir: „Je weiter südwärts man in diesem Lande kommt, desto ärger wird der leibliche und der sittliche Schmutz; aber auch schon im Norden ist das Erste, wonach man den Ankömmling fragt, ob er schon eine ‚Freundin' habe." Und der nichts weniger als kirchenfeindliche Figaro verspottete vor dreißig Jahren einmal die Mütter, die sich entrüstet stellen, wenn der Sohn das erste Mal über Nacht weggeblieben ist, und erklärte kategorisch: A vingt ans, chaque Français a fait ses noces. Ich nehme so Etwas nicht tragisch, aber der rechtgläubige Katholik muß Das, was er für Todsünde hält, tragisch nehmen; und ich frage ihn: Wo bleibt die Wirkung der Sakramente, wenn in diesem katholischen Lande die Todsünde das allgemein Uebliche und Selbstverständliche ist? Als die Geistlichen noch ziemlich allgemein die Jugenderziehung leiteten, ließen sie die jungen Leute vom vierzehnten Lebensjahr an (auch in manchen katholischen Gegenden Deutschlands leider schon vom zwölften an) die „Sakra-

mente der Buße und des Altars" alljährlich mehrmals empfangen. In vielen protestantischen Familien Deutschlands gilt es (trotz Georg Hirth) nicht für selbstverständlich, daß Neunzehnjährige font leurs noces. (Eine Boulevardanekdote habe ich mir gemerkt. Ein Kriegsschüler oder Polytechniker war von solcher Sehnsucht nach einer Schauspielerin verzehrt, daß er kaum noch zu arbeiten vermochte. Da er ein armer Teufel und die Theaterdame anspruchsvoll war, legten schließlich die Lehrer zusammen und halfen ihm durch das Geschenk des Sümmchens ans Ziel seiner Wünsche.)

Vom Sakrament der Priesterweihe zu sprechen, giebt mir der andere Warner Gelegenheit, Herr Max Bierbaum, der sich mir brieflich vorgestellt hat. Er ist ein für seinen Beruf und für die Katholische Kirche begeisterter Kaplan, steht mir im Ganzen nicht unfreundlich gegenüber und polemisirt nur (im Januarheft der mainzer Zeitschrift „Der Katholik") gegen mein Urtheil über den Cölibat. Ich verstehe, daß ein Geistlicher, der sich seiner eigenen Reinheit bewußt ist, als eine persönliche Beleidigung empfindet, wenn die Reinheit seines Standes in Frage gestellt wird. Ich verstehe auch, daß Bierbaums Aufmerksamkeit an den Stellen haften geblieben ist, die ihn besonders verletzt haben, daß er darüber den Zusammenhang aus den Augen verloren und mich gründlich mißverstanden hat. Ich führte den Cölibat auf den Manichäismus zurück, meint er, erschütterte freilich selbst „theilweise" diese Behauptung, indem ich die Gegenbehauptung aufstellte: „Der Manichäismus ist von der Katholischen Kirche ausdrücklich verworfen worden." Sehe ich wirklich so dumm aus, daß man mir zutrauen kann, ich behauptete auf der selben Seite, a sei = b und nicht = b? Und dann beweist er, daß die Lehre der Kirche vom Vorzug der Jungfräulichkeit die Ehe nicht herabwürdige; sehr überflüssiger Weise, sofern er mich belehren will. Ich leite den Cölibat aus dem Höllenglauben ab, meint Bierbaum weiter und verweist mich auf Matthäus 19, 12, wo Christus von Denen spricht, die sich um des Himmelreiches willen verschnitten haben. Er bildet sich wirklich ein, mir, der ich fast sechzig Jahre lang fleißiger Bibelleser gewesen bin, sei diese Stelle unbekannt, eine Stelle, die ich oft behandelt habe und die so in Aller Munde ist, daß ich für überflüssig hielt, sie in dem Abschnitte über den Cölibat anzuführen. Eine Seite vor der von ihm citirten habe ich gesagt, daß asketische Verzichtleistung auf Genüsse, auch auf die Ehe, um eines höheren Zweckes willen gerechtfertigt und unter Umständen geboten sei, und auf der selben Seite, die er citirt, sage ich: „Darum gehört eine Gesinnung, die bereit ist, dieses Opfer zu bringen, falls es die Umstände for-

dern, zum geistlichen Beruf." Ich habe nur geleugnet, daß diese Umstände bei jedem Dorfpfarrer und Dorfkaplan obwalten. Ein halbes Stündchen Messelesen, ein Stündchen Brevierrecitation jeden Tag, allsonntäglich eine Predigt, allwöchentlich zwei Stunden Religionunterricht, alle vierzehn Tage ein Krankenbesuch und eine Beerdigung, etliche Taufen, den größten Theil des Tages mit Spazirengehen, Plaudern und Kartenspielen vertrödeln, allenfalls manchmal ein paar Stunden bei einem wissenschaftlichen Buch zubringen: Das sind doch wahrhaftig keine Leistungen, die durchs Familienleben geschädigt werden könnten; da leistet denn doch ein Bismarck, den seine Gattin nicht gehindert hat, das Deutsche Reich zu gründen und unter den schwierigsten Verhältnissen zu regiren, ein Bischen mehr. Nicht den Cölibat, der an seinem Ort, wie bei einem Paulus, löblich und nothwendig ist, habe ich auf den Manichäismus und die Höllenfurcht zurückgeführt, sondern ich habe nur diese beiden als zwei von den drei unevangelischen Motiven bezeichnet, die bei der Ausgestaltung des priesterlichen Cölibats zu einer Zwangsinstitution mitgewirkt haben. Nicht den Cölibat, sondern den Zwang zum Cölibat verwerfe ich. Das Manichäisch-Gnostische und das echt Evangelische hat doch in der Kirche der ersten vier Jahrhunderte nicht neben einander gelegen wie Aepfel und Birnen bei der Obstfrau, sondern beide Elemente verschlangen und durchdrangen einander, so daß ein Jahrhunderte langer Kampf nöthig war, zwischen beiden wenigstens eine äußerliche Scheidewand aufzurichten. Aber diese orientalischen Philosopheme aus den Gemüthern der Christen völlig auszutilgen, ist bis auf den heutigen Tag nicht gelungen; sie haben im katholischen Asketismus, im Calvinismus nachgewirkt, sie wirken in vielen heutigen Schwärmereien nach, sie machen sich in manchen katholischen Lobpreisungen der Jungfräulichkeit deutlich bemerkbar. So erinnere ich mich einer, in der vor beinahe vierzig Jahren gefragt wurde, welcher zartfühlende Mensch sich eines leisen Bedauerns erwehren könne, wenn er eine reine Jungfrau zum Traualtar schreiten sehe.

Das katholische Priesterideal und das Ideal der Kranken pflegenden Orden sind die höchsten und feinsten aller Ideale; der sich ganz und rückhaltlos für seine Mitmenschen Aufopfernde, der für sich gar nichts will und erstrebt, auf jede persönliche Befriedigung verzichtet, die nicht unbedingt zur Erhaltung seines Lebens nothwendig ist, verkörpert den höchsten und feinsten Typus. (Die Alleinherrschaft kann dieser Typus nicht erlangen, weil die ja den Untergang des Menschengeschlechts bedeuten würde, und auch vorherrschend darf er nicht werden, weil Das den von Gott augen-

scheinlich gewollten Kulturfortschritt hemmen würde, welcher der Habsucht, Herrschsucht und Genußsucht als Triebfedern und der selbstsüchtigen Härte gegen die vom Fortschritt Geschädigten und darum ihm Widerstrebenden bedarf.) Aber er ist ein heroischer Typus; und den Heroismus kann man nicht zur Grundlage eines ganzen zahlreichen Standes machen, in den der Jüngling eintritt wie in einen anderen Stand, der Versorgung wegen. Es ist wahr, daß einzelne edle Knaben und Jünglinge ihn aus religiöser Begeisterung wählen und daß wackere Alumnatsleiter bei den Uebrigen die weltlichen Motive durch die höheren zu verdrängen suchen; aber all Das ändert nichts an der Thatsache, daß der durchschnittliche Pfarrer und Kaplan nichts weniger ist als ein Heros. Ich habe persönlich nur zwei Männer kennen gelernt, die das Priesterideal verkörperten, also Heilige waren: meinen Alumnatsrektor Sauer und den Geistlichen Rath Müller, den Begründer des katholischen Vereinswesens in Berlin. (Männer, von deren vollkommener Keuschheit ich überzeugt bin, waren auch einige altkatholische Professoren, wie Baltzer, Döllinger, Michelis, Reusch. Doch gehören diese in eine andere Kategorie: in die der Männer, bei denen irgendein geistiges Interesse so stark ist, daß die Sinnlichkeit verkümmert, in die selbe Kategorie also wie die weltlichen Cölibatäre Adam Smith, David Hume, Kant, Alexander von Humboldt und viele Andere.) Für einen wahrhaft Heiligen ist die Ehelosigkeit selbstverständlich; aber auch nur in einem solchen Leben, zu dessen Art sie wesentlich gehört, hat sie Sinn und sittlichen Werth. Wird sie, wird die Enthaltung vom Geschlechtsverkehr für sich allein geschätzt, so beweist Das die Wirksamkeit entweder des im vierten Kapitel des Ersten Timotheusbriefes verurtheilten manichäischen (schon in der Apostelzeit unter dem Namen des gnostischen wirkenden) Motivs oder des im Galaterbrief so entschieden zurückgewiesenen Glaubens, daß Gott rituelle Reinheit fordere. Für sich allein, in einem gewöhnlichen Mannesleben, ist die Ehelosigkeit weiter nichts als eine gefährliche Abnormität. Und was giebt es Gewöhnlicheres, Unheroischeres als (von den schwarzbetuchten Biertonnen nicht zu reden, die man in Bayern herumwandeln sieht) einen gemüthlichen und behäbigen Dorf- oder Kleinstadtpfarrer? Jede brave arme Mutter seiner Gemeinde ist im Vergleich zu ihm eine Heroine, vor der er sich bei seinem Mittagsmahl zu schämen hat.

Herr Bierbaum müßte eigentlich merken, daß wir Beide in allem Grundsätzlichen einig sind, und auch die von ihm perhorreszirte „Allgewalt der Naturtriebe“ wird kein Hinderniß der Ver-

ständigung mehr sein. Der Vernünftige meint damit natürlich nicht, daß der Mensch genöthigt sei, jeder Regung eines Naturtriebes nachzugehen, sondern nur, daß die Beherrschbarkeit ihre Grenzen habe. Für den Einzelnen kann sie unbegrenzt sein; wer durchaus will, vermag sich totzuhungern oder durch Schlaflosigkeit umzubringen. Das geschieht ja. Aber nach Gottes Willen soll es für gewöhnlich nicht geschehen, denn er will offenbar, daß das von ihm geschaffene Menschengeschlecht am Leben bleibe, und darum müssen nicht nur die der Erhaltung des Individuums dienenden Naturtriebe, sondern muß auch der für die Erhaltung der Gattung bestimmte Trieb beim Durchschnittsmenschen unwiderstehlich sein; der durchschnittliche Geistliche ist nun, wie sich Jeder im Umgang mit Geistlichen überzeugen kann, kein außerordentlicher, sondern nur ein Durchschnittsmensch. Aber, wendet mein Gegner ein, ihm wird eine außerordentliche Hilfe zu Theil: die im Sakrament der Priesterweihe gespendete Gnade. Nun, ich habe einen Geistlichen gekannt, der bis zur Priesterweihe absolut rein gelebt hatte, bald nach ihr aber von Versuchungen geplagt wurde, gegen die er einen mehrjährigen verzweifelten Kampf führte, der mit einer schmählichen Niederlage endete. Natürlich war daran nicht etwa die Priesterweihe schuld, sondern der Umstand, daß mit ihr zufällig die Vollendung der Geschlechtsreife zusammentraf und daß dem Dasein des Dorfkaplans ein Inhalt fehlt, der im Stande wäre, die Wirkungen des körperlichen Zustandes zu paralysiren. Die Priesterweihe wirkt eben so wie die übrigen Sakramente, die der Erwachsene empfängt, nicht durch Eingießung einer übernatürlichen Kraft, sondern in einem natürlichen psychologischen Prozeß durch die damit verbundenen Betrachtungen, Erwägungen und Vorsätze; nachhaltiger als die anderen Sakramente, weil diese Betrachtungen das ganze Alumnatsjahr ausfüllen und in den wiederholten Exerzitien besonders wirksam gestaltet werden. Das Alles verleiht der Seele einen Schwung, der über Manches für eine Weile hinweghilft, aber nicht über Alles und eben nur für eine Weile. Hier haben wir es nicht mehr mit Grundsätzlichem zu thun, sondern mit einer quaestio facti. Was die Vergangenheit betrifft, so handelt es sich keineswegs, wie Bierbaums Autoritäten behaupten, um Verirrungen Einzelner, sondern darum, daß die Geistlichkeit ganzer Länder Jahrhunderte lang notorisch unkeuscher gelebt hat als die Männer des Laienstandes. Die ungeheure Fülle von Zeugnissen, die Das beweisen, zu entkräften, reicht die Autorität des einen Johannes Janssen, auf den sich Bierbaum stützt, nicht hin. Das Urtheil über die Gegenwart hängt von den Erfahrungen ab,

die Jeder macht. Nach meinen Erfahrungen ist die Keuschheit des katholischen Klerus beim Durchschnitt ein mühsam aufrecht erhaltener Schein. Beim Durchschnitt! Durchaus nicht etwa bei Allen. Die sich schuldlos wissen, werden von diesem Urtheil nicht getroffen. In Deutschland hilft unsere Zeit einem großen Theil des Klerus zu wirklicher, innerlicher Keuschheit, weil sie ihm in dichtbevölkerten Gegenden ein Uebermaß von Berufsarbeit aufbürdet und ihm außerdem reichliche Gelegenheit zu sozialpolitischer, volkswirthschaftlicher, politischer und literarischer Thätigkeit bietet.

Mehr als einmal habe ich gezeigt, daß und warum die Erzwingung der Ehelosigkeit in der Zeit Gregors des Siebenten eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen ist (weil ohne sie eine reichbegüterte, übermächtige, erbliche Priesterkaste und wahrscheinlich sogar ein abendländisches Khalifat entstanden sein würde). Ich habe hinzugefügt, auch in späteren Zeiten habe sich der Cölibat noch mitunter nützlich erwiesen; so würde der deutsche Klerus im Kulturkampf schlechter bestanden haben, wenn er verheirathet gewesen wäre. Glauben die Bischöfe um solcher Fälle willen, die auch in Zukunft noch öfter eintreten können, den Cölibatszwang aufrecht erhalten zu sollen, so finde ich Das entschuldbar. Aber Zweierlei muß man verlangen: Die älteren, erfahrenen Mitarbeiter katholischer Zeitschriften müssen aufhören, uns Komoedie vorzuspielen, indem sie thun, als ob sie aus der Haut fahren wollten, wenn Jemand gelegentlich die geschichtliche Thatsache betont, daß die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen nicht immer Keuschheit bedeutet. Und die Bischöfe müssen dem unerträglichen Zustand ein Ende machen, daß die beiden Lehren von der Todsündlichkeit jeder außerehelichen geschlechtlichen Befriedigung und vom sakrilegischen Charakter jeder Kommunion im Zustande der Todsünde unzählige feinere Gewissen zur Verzweiflung treiben, viele rohere bis zur Verruchtheit abstumpfen. Wenn die Bischöfe selbst ein Gewissen haben, werden sie die Pflicht erkennen, Abhilfe zu schaffen. Zum Schluß erinnere ich noch an Zweierlei: an das Gebot des Ersten Timotheusbriefes (3, 2): der Bischof sei eines Weibes Mann; und an die Gefahr, die gerade feineren Jünglingseelen, die von ihren Eltern für den Priesterstand bestimmt werden, daraus erwächst, daß, weil ihnen der Ehestand Tabu ist, Phantasie und Gefühl auf Abwege gerathen, von denen sie gar nicht ahnen, daß es Abwege sind, oder wenigstens vor dem Eulenburgskandal, der diese Gefühlsverirrung zum Gegenstand öffentlicher Erörterungen gemacht hat, nicht ahnten.

Neisse. **Karl Jentsch.**

Orientalische Weltanschauung.

Wie haben wir die Thatsache zu deuten, daß die Denkarbeit des Orients von der abendländischen Philosophie als quantité négligeable behandelt wird? Nur Parteivoreingenommenheit sektirerischer Schwarmgeister wird behaupten, im Totschweigen der Philosophie des Orients bei unseren besten Darstellern der Philosophiegeschichte liege eine Absicht oder gar geflissentliche Herabsetzung. Die Vernachlässigung der orientalischen Philosophie muß tiefer liegende Gründe haben. Die westasiatischen Denker freilich werden in jüngster Zeit mit größerer Aufmerksamkeit behandelt, zumal Schopenhauer hier die Wege geebnet hat; aber die Denkarbeit der Ostasiaten, insbesondere der Chinesen und Japaner, ist für das Abendland noch urbar zu machen. Sind die chinesischen Mauern gefallen, so ist es an der Zeit, daß auch die intellektuellen Mauern, die den Occident vom Orient trennen, geschleift werden.

Verdankt das Abendland seine Weltanschauung, sein philosophisches Weltbild eben so dem Orient wie seine Religionen? Gilt das Wort „Ex oriente lux" auch für exakte Wissenschaft, für Mathemathik, für Logik und Metaphysik? Sind unsere wissenschaftlichen Stammväter, die Griechen, bei den Asiaten in die Schule gegangen? Oder hat sich die abendländische Weltanschauung unabhängig von einer unmittelbaren geschichtlichen Einwirkung des Orients entwickelt? Auf diese entscheidend wichtige Frage erhalten wir dann eine befriedigende Antwort, wenn wir zwischen der logischen Kontinuität der allgemein-menschlichen Gedankenbildung und der geschichtlichen Kontinuität in der philosophischen Systembildung scharf unterscheiden. Dort folgen Gedankenreihen aus anderen, hier nur auf andere. Ein schlagendes Beispiel der logischen Kontinuität in der Gedankenbildung der führenden Kulturvölker des Alterthums bieten die großen Reformatoren im Uebergange vom siebenten zum sechsten vorchristlichen Jahrhundert in China, Indien, Persien, Hellas und Judaea, also an den Hauptstätten der alten Kultur. Confucius in China, Buddha (Sâkja-Muni) in Indien, Zoroaster in Persien, Pythagoras in Griechenland, Josua und Esra in Judaea stehen einander zeitlich nah; und doch kann keine unmittelbare geschichtliche Berührung zwischen diesen in keinem nachweislichen Verkehr stehenden Kulturcentren angenommen werden. In Folge der logischen Kontinuität in der Gedankenbildung kommen vielmehr Denker verschiedener Himmelsstriche, ganz unab-

hängig von einander, auf die selben Problemstellungen und auf analoge Lösungen.

Wie die Menschen aller Zeiten und Zonen ohne jede Verabredung die selben formalen Gesetze der Logik entweder unbewußt anwenden oder bewußt herausarbeiten, obgleich sie sich in Hunderte von Sprachen spalten, so kommen sie auch in großen Zügen zu ähnlichen, typisch wiederkehrenden Weltkonzeptionen. Machen doch die Menschen aller Gegenden der Windrose analoge (wenn nicht gar identische) Erfahrungen. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Flüsse und Wälder, Thäler und Berge stellen die Menschen des ganzen Erdenrunds vor die selben Räthselfragen. Da aber die Prämissen der Wirklichkeit, der Außenwelt, im Großen und Ganzen allüberall ähnliche sind, so ziehen die Menschen naturgemäß ähnlich klingende, wenn nicht gar gleichlautende Schlußfolgerungen. „Völkergedanken" nannte sie Bastian. Von „Ideen-Wanderungen" spricht man heute. Wundt redet in seiner „Völkerpsychologie" von „Wanderhypothesen", die von Haus aus einen nationalen Zug an sich tragen. Die Panbabyloniſten, zum Beispiel, sehen in der Ausbreitung der astralen Lehre über ganze Kultursysteme eine Wanderhypothese des babylonischen Kulturkreises. Was aber die Panbabyloniſten als geschichtliche Kontinuität bezeichnen, Das kann ich in allen Fällen, wo wegen der geographischen Lage ein direkter Verkehr ausgeschlossen erscheint, nur als logische Kontinuität in der Gedankenbildung gelten lassen.

Die Gleichartigkeit der menschlichen Gattungvernunft mit ihren identischen Erfahrungen und die daraus sich ergebende einheitliche logische Organisation des Menschengeistes bewirken, daß die entwickelten Religionen die Etapen des Animismus, Fetischismus, Totemismus und andere allgemach durchschreiten und die Eierschale des Mythologischen abstreifen, um die mythologischen Figuren der Volksphantasie nach und nach in Naturkräfte aufzulösen, zuletzt in rein logische Begriffe zu verwandeln. Dieser Prozeß vollzieht sich in parallelen Linien überall, wo eine reifere Kultur die Kindlichkeit der Symbolik nicht mehr verträgt. Aber nicht nur religiöse Weltbilder, die sich in die zwei großen Legendenkreise vom „Goldenen Zeitalter" und der „Ewigen Wiederkunft" spalten, zeigen wunderbare Uebereinstimmungen, die nur als logische, nicht als geschichtliche Kontinuität gedeutet werden können, sondern auch rein philosophische Systeme. Die Psychologie der philosophischen Systembildung lehrt, daß Denker verschiedener Zeiten und Zonen ohne jede Spur geschichtlicher Beeinflussung bis in die feinsten gedanklichen Schattirungen mit einander übereinstimmen.

So finden wir bei den Indern ein ausgebildetes System der Atomistik, das mit der Lehre Demokrits nicht den geringsten geschichtlichen Zusammenhang hat. In der Maja-Lehre der Inder sieht Otto Schrader die Hauptgedanken von Kant vorweggenommen. Die Yoga-Lehre der Inder (Yoga = abstrakte Meditation) hat bereits eine streng systematische Gliederung und eine logische Durchbildung erfahren, die sie in die Nähe unserer größten Denker rückt. Und Jacobi hat in seinem Buch über die indische Logik gezeigt, daß die Nyaya-Lehre der Inder nicht nur den Syllogismus kennt, dessen Formulirung wir Aristoteles danken, sondern ein fertig ausgebildetes System der formalen Logik besitzt, das dem aristotelischen nicht nachsteht.

Die Lehre Buddhas ruht auf einer philosophischen Weltanschauung, dem System Kapilas, dem Buddha gefolgt ist. Anders Confucius (Kung-fu-tse; 551 bis 479 vor Christus). Bei ihm herrscht die praktische Tendenz vor. Seine Lehre ist mehr das Werk eines Staatsmannes als eines Philosophen oder auch nur eines religiösen Reformators. Der religiöse oder auch philosophisch-dogmatische Fanatismus ist Confucius völlig fremd. Seine Religion ist mindestens eben so duldsam wie der Buddhismus. Wie die Japaner, so üben auch die Chinesen in religiösen Fragen die weitestgehende Toleranz. In China behaupten sich, neben, nicht gegen einander, drei Lehren: die des Lao-tse, des Kung-fu-tse, des Fo (Buddha). Aber die Chinesen sagen: San Kiao i Kia. Das heißt: „Drei Lehren und doch eine Familie."

Die religiös gefärbte Ethik des Confucius stellt das Wohl des Einzelnen in den Vordergrund, betont aber mit Nachdruck, daß individuelles Glück nur durch das der Gesammtheit und dieses wieder nur innerhalb einer sittlichen Ordnung verbürgt werden kann. Dieser Kernsatz seiner Lehre empfängt die knappe Prägung, die stereotyp geworden ist: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu', Das füge auch keinem Anderen zu" (quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris). Bei Sokrates, im Neuen Testament, im Kategorischen Imperativ Kants und in der Mitleidsmoral Schopenhauers kehrt die Formel wieder, die Confucius wohl zuerst geprägt hat.

In seiner „Großen Lehre" fordert Confucius die innige Gesellung von Güte und Schönheit: das Ideal der Kalokagathie in Hellas. Die Kunst, mehr Wissen zu erwerben, heißt es in seiner „Großen Lehre", erwirbst Du nur dadurch, daß Du die Dinge untersuchst. Sind die Dinge untersucht, dann erst ist das Wissen vollkommen; ist das Wissen vollkommen, dann erst ist das Denken wahrhaftig; ist das Denken wahrhaftig, dann erst ist das Herz

lauter; ist das Herz lauter, dann erst bildet sich die Persönlichkeit heraus; ist die Persönlichkeit ausgebildet, dann erst wird das Hauswesen geregelt; ist das Hauswesen geregelt, dann erst wird das Staatswesen geordnet. Hier sieht man den Staatsmann Confucius am Werk. Das Wissen ist ihm die Basis, das Staatswesen die Spitze der Pyramide.

Einen mystisch angehauchten Pantheismus vertritt der sinnigste Denker unter den Chinesen, Lao-tse. Seine Metaphysik trennt die Erscheinung vom Wesen der Welt. Hinter der Welt der Erscheinungen birgt sich ein unverkennbares Etwas, ein Urwesen, Tao genannt. Unter „Tao" versteht Lao-tse das höchste Wesen. Ganz ähnlich wie vom Namen Jahwe im Pentateuch heißt es im fünfundzwanzigsten Kapitel des Werkes von Lao-tse: „Wir müssen in diesem höchsten Wesen den Schöpfer der Welt sehen. Seinen Namen weiß ich nicht; wenn ich ihm einen Namen geben muß, so will ich es das Tao nennen."

Weniger metaphysisch ist die Lehre des chinesischen Philosophen Mencius (Meng-tse), die soziale Probleme bevorzugt. Hier sind die Grundzüge des chinesischen Sozialismus sichtbar, den Faber monographisch dargestellt hat. Daneben kennt die chinesische Philosophie noch Naturalisten und Epikuräer, Pessimisten und Optimisten, Quietisten und Eklektiker, genau so wie das indische und das hellenische Kultursystem. Die logische Kontinuität in der Gedankenbildung trieb in China ähnliche Systeme hervor wie in Westasien und im Abendland. Sogar die Scholastik ist den Chinesen nicht erspart geblieben, wie Von der Gabelentz gezeigt hat. Im Mittelalter bildet sich unter der Sung-Dynastie (960 bis 1280 nach Christus) die Lehre des Tscheng-tse heraus, die in China heute noch kanonische Geltung besitzt. In einer „Tafel vom Urprinzip" sucht Tscheng-tse, ähnlich wie auf der „Tafel der Gegensätze" die Pythagoräer, zu erklären, warum das Urprinzip, die Einheit, sich spalten und in die Zweiheit von Körper und Geist auseinandertreten mußte. Später wurde diese Philosophie von Tschu-tse (1129 bis 1200) in ein schulmäßiges System gegossen. Seit dieser Zeit stagnirt das philosophische Denken in China eben so wie im ganzen Orient. Wohin wir blicken: überall die selbe Erscheinung. Der Orient ist geistig verarmt, unfruchtbar, öde und starr. Seine philosophischen Gedanken wirken heute wie Versteinerungen auf uns.

Unverkennbar dualistischen Charakter hat die Weltanschauung des Parsismus. Die indische Philosophie mündet im „âtman", die chinesische im „Tao", also im Wesentlichen doch in eine monistische Deutung des Universums. Anders die Weltanschauung Zo-

roasters. Hier sind die Gegensätze von Licht und Finsterniß, symbolisirt in Ormuzd, dem guten und weisen Geist, und Ahriman, dem Prinzip des Bösen, durchgreifender; sie haben ethische Geltung nicht minder als metaphysische. Der Lichtgott ist Schöpfer und Erhalter, der Gott der Finsterniß Zerstörer und Vernichter der Welt. Zoroaster (Zarathustra = „der mit Kraft opfert") faßt die in der Zendavesta (Avesta = Grundtext, Zend = Auslegung) niedergelegten Grundgedanken des parsischen Kultursystems genau so zusammen wie Buddha das westasiatische und Confucius das ostasiatische Kultursystem.

Der Dualismus der Zarathustra-Lehre kündet: Die Welt zeigt einen ewigen Kampf von Licht und Finsterniß, von Gut und Böse, von Geist und Körper, von Wahrheit und Lüge. Nicht die ewige Ruhe, Nirwana, wird hier gepriesen, sondern der ewige Kampf. Zu Anfang herrschte Ormuzd, das Licht, die Reinheit, die Ordnung, das Ebenmaß, die Allwissenheit. Diese Allwissenheit und Reinheit nennt die Zendavesta das „Gesetz". Das „heilige Wort" (man denke an den λόγος) heißt es da, war vor dem Himmel, dem Wasser, der Erde, der Fauna und Flora, ja, vor dem Feuer, diesem „Sohne des Ormuzd". In seiner Allwissenheit sieht Ormuzd auch die bösen, aber unvermeidlichen Gegenwirkungen seines Erzfeindes Ahriman voraus und sucht sie zu paralysiren. Der Dualismus ist also in das Wesen der Gottheit selbst hineingetragen. Die Reinheit der Seele, so lautet die centrale Forderung Zoroasters, erhebt zu Gott, dessen Materie das Licht ist. Feuer und Flamme sind nur seine Symbole. Die Seele Gottes aber ist die Wahrhaftigkeit. Licht und Gottheit sind dem Zoroaster eben so sehr Synonyme für Ormuzd wie Nacht, Lüge und Böses für Ahriman. Am Ende aller Enden freilich siegt in der Zarathustra-Lehre das gute über das böse Prinzip, Ormuzd über Ahriman, so daß der Parsismus zum typischen Vertreter eines kosmischen Optimismus wird.

Die Ethik der Zarathustra-Lehre steht hoch über dem Durchschnitt der angrenzenden Kulturvölker. Sie betont die persönliche Verantwortlichkeit, die sich auf die Willensfreiheit gründet. Sie fordert gute Gedanken, gute Worte, gute Werke. Sie verkündet die „Ewige Wiederkunft", die es Nietzsche eben so angethan hat, wie die Nirwana-Lehre einst Schopenhauer bezauberte. Die Erdgeschichte verläuft nach einem Cyklus von zwölftausend Jahren, eingetheilt in vier Perioden von je dreitausend Jahren. Die letzte Periode ist das Erscheinen des Zarathustra (= „Heiland", „Erlöser", „Messias", „Christus"). Gott wird nun zum Allwesen; er ist „Alles in Allem". Mit Zarathustra beginnt der endgiltige Sieg

des Lichtreiches über die Macht der Finsterniß. Und so wird denn die Zarathustra-Lehre zum Prototyp aller optimistisch gerichteten Religionen und jeder evolutionistisch gestimmten Weltanschauung. Die parsische Lichtreligion verlegt ihr Vollkommenheitideal nicht rückwärts in die ferne Vergangenheit, wie der Buddhismus und mit ihm der gesammte Legendenkreis vom „Goldenen Zeitalter“, das für immer entschwunden ist, sondern vorwärts in die entfernteste Zukunft (Eschatologie, Chiliasmus, Messianismus). Dort Vergangenheit-, hier Zukunft-Projektion. Dort Abstieg von oben nach unten, hier Aufstieg von unten nach oben. Dort Emanation, hier Evolution.

In dieser „Zukunftverkündung“ der Zarathustra-Lehre sehen heutige Panbabylonisten, wie Hugo Winckler und Alfred Jeremias, eine formale Uebereinstimmung in der religiösen Weltanschauung des alten Orients, insbesondere auch Egyptens. Schon die Egypter weissagten, daß einst der Hirt für alle Menschen kommen werde, in dessen Herzen nichts Böses ist. Zwischen dieser Hirtenweissagung der Egypter und der Erlösunghoffnung der israelitischen Prophetie besteht ein offenkundiger Zusammenhang. Im Uebrigen scheint der babylonische Kulturkreis, am indischen, selbst am chinesischen gemessen, arm an philosophischer Schöpferkraft. Eigentliche Philosophenschulen giebt es weder in Egypten noch in Judaea, bis der Hellenismus durchbricht und in Alexandrien ein philosophisches Centrum für Griechen, Egypter und Juden schafft. Natürlich war in Egypten die Priesterkaste Trägerin aller Kultur, also auch aller philosophischen Tradition. Aber diese Kaste erwies sich als unfähig, eine in sich abgeschlossene philosophische Weltanschauung aus sich heraus zu erzeugen. Die egyptischen „Totenbücher“ enthalten wohl Weisheitregeln, Spruchdichtung, hausbackene Alltagserfahrung, aber nicht den geringsten Ansatz zu systematischem Denken. Die göttliche Kausalität, welche die „Totenbücher“ ahnungvoll andeuten, und die natürliche Kausalität, die da und dort durchschimmert, werden zu Gunsten einer Zauber-Kausalität preisgegeben. Und so gelangt denn Schneider („Kultur und Denker der alten Egypter“) zu dem harten Urtheil, daß den Egyptern der Sinn für logische Folgerichtigkeit durchaus abgehe und daß sie die unmöglichsten Trugschlüsse unbedenklich zulassen. Nicht einmal das Unsterblichkeitproblem, das ihnen um so näher lag, als sie Leichname einbalsamirten, haben sie mit philosophischem Ernst angepackt.

In Heliopolis freilich glaubt Schneider Spuren einer naturphilosophischen Spekulation gefunden zu haben. Der centrale Ge-

danke dieser egyptischen Weltanschauung ist die Einheit alles Seienden in einem schaffenden und erhaltenden Wesen: der Sonne. Re (= Atman bei den Indern, Tao bei den Chinesen, Ormuzd bei den Persern) hat die Götter des Himmels und der Erde wie die der Luft erzeugt; sie sind seine Kinder, seine Familie. Er zeugte sie, wie die Sonne in der Natur alles Leben schafft: ohne Weib.

Grasser Anthropomorphismus hüben wie drüben. Die Rolle der „Maja" bei den Indern übernimmt im babylonischen Kultursystem der „Mummu". Mummu bedeutet die „mit Sinnen vorstellbare Welt", wie sie sich in Raum und Zeit entwickelt hat. Mummu ist ein rationales Prinzip, das Verstand und Wissen in sich schließt. Was diesem Mummu zeitlich voranging, war Chaos oder ungegliederter Urstoff.

Primitiver noch als diese philosophische Kosmologie ist die rein utilitarische Ethik der Egypter. Die Moral der Konsequenzen ist die einzige, die sie kennen und anerkennen. Nutzen und Schaden sind das einzige Kriterium der moralischen Handlung. Zweckbedachtheit gilt als selbstverständliche ethische Norm. Der Begriff einer Gesinnungmoral, die den Werth einer Handlung nicht nach dem Effekt, sondern an der Lauterkeit der in ihr waltenden Gesinnung bemißt, ist den Egyptern völlig fremd. Ihre Ethik erhebt sich nie und nirgends zur Höhe der griechischen „Gnomiker" oder „Sieben Weisen"; und von einer wissenschaftlichen Ethik, wie sie uns zuerst wohl bei Demokrit entgegentritt, ist noch weniger eine Spur zu finden.

Nach Alledem scheint mir der Erkenntnißwerth der orientalischen Weltanschauung für unser eigenes Denken fast belanglos. Bis auf die indischen Philosophen sind alle orientalischen Völker der Vorzeit in der „Protophilosophie" stecken geblieben. Den entscheidenden Schritt vom Mythologischen zum Logischen, den der Grieche Thales zuerst gethan, haben sie nicht gewagt oder nicht zu thun vermocht. Die Weltanschauung der orientalischen Völker vermag daher heute nur noch geschichtliches Interesse auszulösen, aber kein systematisches mehr darzubieten. Die Geschichte des Mühens und Ringens des gesammtmenschlichen Geistes um ein dürftiges Zipfelchen der Erkenntniß ist des Schweißes der Edelsten werth. Sie ist weder ein Herbarium welker Begriffe noch ein Kuriositätenkabinet grüblerischer Einfälle, sondern (um mit Hegel zu sprechen) ein Pantheon ewiger Gedanken.

Professor Dr. Ludwig Stein.

Corpskneipe.*)

Ahlefeld legte seine Mütze auf den Tisch. „Silentium! Wir haben heute die Ehre und das Vergnügen, zwei Vertreter unseres lieben Kartellcorps Hansea bei uns begrüßen zu können....“

Während der sekundenlangen Pause, die der Redner nun machte, schossen Friedrich Harringa zwei Dinge durch den Kopf: erstens, wie oft er wohl in Göttingen diese Rede schon gehört hatte, die bei solchen Anlässen immer wörtlich die selbe war; dann, wie gut es doch war, daß

*) „Hellmuth Harringa, eine Geschichte aus unserer Zeit; fürs deutsche Volk herausgegeben vom Dürerbund (Alexander Köhler in Dresden)“: so heißt ein Roman, der frohe Zustimmung und heftigen Widerspruch findet und aus dem hier drum ein charakteristisches Stück veröffentlicht wird. Ein Bekenntnißbuch. Der Verfasser, Dr. Hermann Popert, der früher in Hamburg Amtsrichter war und im Guttempler-kampf gegen den Alkoholismus schon lange vornan steht, hat das Bedürfniß, seinen Landsleuten allerlei bittere, aber nothwendige und heilsame Wahrheiten zu sagen. Ueber das Gerichtswesen, die Presse, den ausschweifenden Drang des Kapitals, die Trinksitten, die nationale Pflicht zu Mannhaftigkeit und reiner Germanenkultur. Dieses Bedürfniß ist so stark, daß es den Gestaltungstrieb noch nicht zu rechtem Ausdruck kommen läßt. Wie weit die Plastikerkraft des neuen Mannes, seine Kunst, bestimmte Menschen im Licht ihrer eigenen Atmosphäre zu zeigen, reicht, ist nach diesem ersten Buch noch nicht zu ermessen. Hier wird für „Tendenzen“ gefochten. Das ist gewiß nicht zu tadeln, wenn das Streben ein innig zu wünschendes Ziel sucht. Aber Kunstwerke sind aus solcher Gemüthsstimmung selten entstanden. Einerlei: das Buch ist lesenswerth. Und die Pedantenmühsal, Irrthum und Uebertreibung anzukreiden, sollte man sparen. Die Lebensauffassung des Autors wird sich klären, wenn er sich seinem Ziel innerlich näher fühlt und die Ideale, die ihm noch manchmal wohl nur in Nebeln vorschweben, schärfer prüft. Kräftiges Schriftstellertalent kann der Unbefangene ihm nicht absprechen; auch nicht die Gabe, Vorgänge und Stimmungen lebhaft zu schildern. Und die überall fühlbare Liebe zu norddeutschem Land und norddeutschen Menschen tröstet den spröden Leser über manches Bedenken hinweg. Die Darstellung der Corpskneiperei (der, allzu sehr nach dem Schema der Warnungbücher für die reifere Jugend, die Leibesstrafe höllisch schnell folgt) hat den Sachkundigen schmerzhaft fröhliche Erinnerung geweckt. Daß sie, ohne Lücke, auch Dem verständlich ist, der von den handelnden und leidenden Personen vorher nichts gehört hat, ist ein lehrreiches Merkmal des Buches, dem die Wirkung nicht aus der Gesammtheit der dargestellten Welt kommt, sondern aus Einzelzügen, Einzelangriffen auf Mißstände; und aus dem tüchtigen Draufgängertemperament, das man hinter den oft ein Bischen absichtvollen Willensgeräuschen spürt.

er im letzten Augenblick vor dem Verlassen der Wohnung noch den Zettel zu sich gesteckt hatte, worauf die eben so wörtlich bestimmte Antwort verzeichnet stand, die er als der ältere der beiden anwesenden Hanseaten gleich zu geben haben würde. Er zog den Zettel heraus und las ihn verstohlen durch, während Ahlefeld auf dem vorgeschriebenen Gleis mit den Worten zu Ende kam: „... Wir heißen sie herzlich willkommen, danken für ihr Erscheinen, hoffen und wünschen, daß sie einige vergnügte Stunden in unserer Mitte verleben mögen, und trinken auf ihr und ihres C. C. Wohl, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Hansea einerseits und unserer lieben Baltia andererseits, unser Glas in Gestalt eines Schoppensalamanders."

Wieder erfolgte das Kommando zum Salamander. Wieder ergossen die Gläser ihren Inhalt in die Mägen und klapperten und stießen dann auf den Tisch. Kaum aber hatten Christian und die Fäxe sie überall wieder gefüllt, als sich Friedrich pflichtgemäß erhob und an Ahlefeld die vorgeschriebene Frage richtete: „Darf ich um Silentium bitten?"

Ahlefeld, dessen Gesicht die Langeweile, die ihm die oft erlebte Ceremonie verursachte, schlecht verbarg, antwortete eben so nach der Vorschrift: „Silentium für den Herrn Vertreter der Hansea zu Göttingen."

Und Friedrich Harringa sprach in ernstem Ton die altehrwürdigen Worte: „Wir göttinger Hanseaten danken für die freundlichen Worte der Begrüßung wie für den auf unseres C. C. und unser Wohl geriebenen Schoppensalamander. Wir trinken auf ein ewiges vivat crescat floreat der Baltia zu Kiel, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Baltia einerseits und unserer lieben Hansea andererseits, unseren Rest." Nach den letzten Worten leerten er und Mosler, wie das Gesetz es befahl, ihr volles Glas, während sämmtliche Corpsburschen der Baltia feierlich „Prost" riefen.

„Ich komme den dritten und vierten Halben nach. Füchse einen Ganzen!" rief der Fuchsmajor. Die Sache klappte gut. Auch Holt erregte diesmal keinen Unwillen bei seinem Vorgesetzten.

Friedrich begann ein Gespräch mit dem Ersten Chargirten links neben ihm, von dem er hoffte, Mancherlei über das Leben auf den holsteinischen Landgütern zu hören. Von Ahlefelds Gesicht schwand sofort der Zug der Langenweile und er wurde ganz warm, wie er anhub, Friedrich die Schönheiten seines väterlichen Gutes zu schildern. Fitzwilliams hörte sehr interessirt zu, ließ auch einige Bemerkungen über den Landsitz seiner Familie in Wales einfließen. Die drei, die einander gut verstanden, achteten zwei Minuten lang wenig auf das fortwährende „Ich komme Dir einen Halben", „Prost, komme nach", um sie herum. Länger aber konnte Pornhagen es nicht mit anhören: er fragte, ob Friedrich ihm nicht von Göttingen her Etwas über die Gründe mit-

theilen konnte, die zu dem Bruch des Kartells zwischen den „weißen" göttinger Sachsen und den „grünen" tübinger Schwaben geführt hatten. Friedrich Harringa hatte keine Ahnung mehr, da ihn Dergleichen nie interessirt hatte und außerdem die Geschichte eine Reihe von Jahren vor seiner eigenen göttinger Zeit lag. Aber die Sache gab doch Veranlassung, daß am Kopfe des Hufeisens eine Viertelstunde lang von nichts Anderem mehr gesprochen werden konnte als von dem Verhältniß, in dem die Corps des weißen Kreises überhaupt zu denen des grünen stehen. Und dann ging es von da auf die vielumstrittene Frage, ob für ein grünes Corps, wie die Baltia, nun eigentlich ein blaues oder ein schwarzes Corps das wünschenswerthere Vorstellungverhältniß sei. Während Graf Ahlefeld jetzt noch gelangweilter aussah als vorher, gerieth Pornhagen, so weit ers für zulässig hielt, in Begeisterung; mit der ganzen Gründlichkeit, die die Sache forderte, zählte er die sechs bis sieben schwarz-grünen Kreuzungen, die es gab, einzeln auf. Und von der Grundlage dieser unanfechtbaren Thatsachen aus wies er dann unwiderleglich nach, daß der Anspruch der blauen Corps, den grünen Corps näher zu stehen als die schwarzen, mit dem historisch Gewordenen durchaus nicht in Einklang sei.

Aber schon in seine letzten Worte fiel Stavenhusens dröhnendes Organ: „Sind sie rum?" Er war Niebuhr einen Halben vorgekommen. In den einhundertundachtzig Sekunden, die von fünf Bierminuten umfaßt werden, mußte Der nachkommen. Nun waren zwar erst dreißig Sekunden verstrichen, aber Stavenhusen wünschte eine Bierrempelei. Er fand auch sofort zwei schadenfrohe Gemüther, die als falsche Zeugen mit dem Ausruf „Rum" feierlich bestätigten, die heilige Frist sei bereits verstrichen. Und als sich Stavenhusen fragend nach dem dritten nöthigen Helfer umsah, fand er auch den schnell in dem Corpsburschen Scharnweber. Der war als witzig bekannt und rief deshalb nicht „Rum", sondern „Arrak". Aber auch dieses Wort genügte, um das Gesetz zu erfüllen; und kaum war es ausgesprochen, als Stavenhusen zur Fuchsentafel hinüberrief: „Silentium! Niebuhr ist im einfachen B. V. Ein bierehrlicher Fuchs erhält den Auftrag, Niebuhr an die Tafel des Hauses zu kreiden."

Auf einen energischen Augenwink Medows sprang Holt auf und schrieb den Namen Niebuhr mit Kreide an eine schwarze Holztafel, die hinter ihm an der Längswand des Zimmers hing. Nach der Vorschrift ergriff er dann sein Seidel, ging, dieses in der Hand, um das ganze Hufeisen herum bis hinter Stavenhusens Stuhl, nahm respektvoll die Mütze ab und meldete: „Melde, Niebuhr an die Tafel des Hauses gekreidet zu haben, und trinke zur Bekräftigung meiner Aussage, was folgt."

Wenn er gedacht hatte, Stavenhusen würde nach einigen Schlucken „Geschenkt" sagen, so irrte er. Stavenhusen dachte über Füchse im Allgemeinen und über Holt im Besonderen genau wie Medow und Pornhagen. Holt mußte das ganze Glas austrinken. Das war das achte

Gemäß, das er nun im Magen hatte; zusammen bald zweieinhalb Liter. Er war aber kaum wieder an seinen Platz gekommen, als Niebuhr sich schon an den ihm schräg gegenübersitzenden Corpsburschen wendete: „Sievers, ich pauke mich raus.“

Sievers sprach, wie die Sitte gebot, nur für die Nächstsitzenden verständlich: „Silentium! Niebuhr paukt sich in die Bierehrlichkeit zurück.“

Und nachdem dann Niebuhr einen Ganzen hinunter gegossen hatte, erklärte Sievers so laut, daß Alle im Zimmer es hörten: „Silentium! Niebuhr ist wieder bierehrlich. Ein bierehrlicher Fuchs kreide ihn aus.“

Holt hatte noch keine halbe Minute auf seinem Platz gesessen, aber wieder traf ihn Medows befehlender Blick. Er spürte, wie eine dumpfe Wuth in ihm emporstieg. Aber er fühlte auch die Ketten, die ihn hielten, und gehorsam ergriff er den kleinen Schwamm in dem Kasten unter der Tafel und löschte Niebuhrs Namen aus. Dann folgte wieder der Marsch mit dem Seidel durch den Raum und die Meldung, diesmal an Sievers. Der war gnädiger und ließ ihn nur wenige Schluck trinken. Trotzdem fühlte Holt, wie sein Magen rebellisch wurde. Als er wieder ruhig auf seinem Stuhl saß, schien Das vorüber zu gehen. Wenn nur nicht gerade in diesem Augenblick Medow den Gedanken gehabt hätte, den fünften und sechsten Halben nachzukommen und zu diesem Zwecke die Füchse aufs Neue einen Ganzen trinken zu lassen! Holt dachte, er zwänge es nicht mehr. Aber es gelang noch.

Fitzwilliams fühlte das Bedürfniß, den Waschraum zu betreten. Mit feierlicher Zuvorkommenheit öffnete ein Corpsbursche der Baltia dem Gaste die Thür, die aus dem Kneipzimmer auf den Vorplatz führte, und dann die vom Vorplatz zum Waschraum.

Holt merkte, wie ihm immer wirrer im Kopfe wurde. Und in der steigenden Unklarheit vergaß er eins der heiligsten Gesetze der Kneipe. An seinen Nebenmann Niclassen, der, wie er selbst, Jurist war, richtete er eine Frage, die sich auf die Institutionenvorlesung des Professors Muthesius bezog; die Frage war ziemlich sinnlos, aber er hatte das dringende Bedürfniß, einen Augenblick lang an etwas Anderes zu denken als an die ringsum besprochenen Dinge.

Niclassen war vorsichtig genug, mit der Antwort zu zögern, und hatte das Glück, noch nichts gesagt zu haben, als nun Medow dazwischen fuhr: „Holt, wie oft soll ich Dir sagen, daß die Fachsimpelei verboten ist. In die Kanne! Eins ist Eins, Zwei ist Zwei, Drei ist...“

Bei den ersten Worten hatte Holt eine wahnsinnige Lust in sich gespürt, dem brutalen Gesellen seine Faust in das breite Slavengesicht zu schlagen. Aber er dachte an seinen Vater und konnte sie nur in der Tasche ballen. Ihn schauderte, als er das Gemäß an den Mund setzte. Doch wider alles Erwarten brachte er auch diesmal das Bier noch hinunter. Aber dann begann es ihn zu schütteln, stärker und immer stärker. Wohl stimmte auf Ahlefelds Kommando gerade jetzt die Korona das

zweite Lied an: „So pünktlich zur Sekunde"; aber Holt war es nicht mehr möglich, den Mund zu öffnen. Alles, was er denken konnte, war auf einen Punkt gerichtet: daß er sich nur nicht in das Kneipzimmer hinein erbrach. Die zwanzig Mark Geldstrafe wären ja zu tragen gewesen. Aber Ahlefeld, gerade Ahlefeld in die Lage bringen, ihn nachher vor dem ganzen Renoncenkonvent wegen solcher kolossalen Selbstzuchtlosigkeit rüffeln zu müssen: nein, nur Das nicht! Er würgte und würgte, während das Lied ertönte. Drei Verse lang ging die Sache. Doch als nun der vierte Vers einsetzte, konnte er nicht mehr, und während es erklang:

„O Baltia, Dir gehör ich,
Dich lieb ich treu und heiß,
Auf Deine Farbe schwör ich,
Die Farb' blau-silber-weiß"

stürzte er ganz formlos, trotz Medows zornigen Blicken, hinaus auf den Vorplatz. Es war ihm gleichgiltig, daß er draußen Fitzwilliams fast umwarf, der gerade aus dem Waschraum heraustrat. Er rannte nur wie besessen, den Mund krampfhaft geschlossen und beide Hände fest davor gepreßt, in eine Ecke des Vorplatzes und beugte sich über einen trichterförmigen Porzellanbehälter, der dort in Brusthöhe eingebaut war und nach unten in eine Blechröhre endete, die sich in den Boden verlief. Seine Hände packten zwei Messinggriffe, die rechts und links an der Wand angebracht waren, und während der ganze Körper krampfhaft erschüttert wurde, brachen ihm aus Mund und Nase dicke Ströme von Bier, Schleim und Magensäure.

Dazu klang von drinnen der letzte Vers des Liedes, den Alle stehend sangen:

„Wir Balten wollns beweisen,
Beweisen durch die That,
Daß Balten-Herz und -Eisen
Stets brav geschlagen hat."

Fitzwilliams hörte den Gesang. Und sah die Erscheinung vor sich. Und dachte an die sonnenbraunen Kraftgestalten der Bootsmannschaft von Oxford. Er war der Schlagmann gewesen bei dem letzten Siege über die Rivalen von Cambridge. Er hatte hier in Kiel die junge deutsche Flotte gesehen, hatte viel mit Marineoffizieren verkehrt und herzliche Hochachtung für das stammverwandte Volk gewonnen. Hatte manchmal auch Etwas wie Eifersucht gespürt, wie ein ganz leises Zagen, ob da nicht Etwas heranwachse, das selbst Altenglands Stern einst überstrahlen möge. Solcher Anwandlungen gedachte er jetzt. Und in den Zug des Ekels um seinen Mund trat eine Linie beruhigter Ueberlegenheit. Mit klarer Zuversicht zog es ihm durch das Haupt: „Britons never, never, never shall be slaves."

Holt kam gerade rechtzeitig wieder hinein, um den siebenten und achten Halben, den der Fuchsmajor jetzt nachkam, mittrinken zu können. Zwar zitterte seine Hand noch ein Wenig von der Anstrengung

draußen, und als er in dieser Schwäche Bier vergoß, ließ ihn Medow zur Strafe gleich noch einen Ganzen hinterher trinken. Uebrigens mußte in diesem Augenblick auch Niclassen den Vorplatz und den Trichter in der Ecke aufsuchen.

Graf Ahlefeld sah mit verstohlenem Gähnen nach der Uhr. Gegen Zehn. Also mindestens fünf Viertelstunden noch muß es dauern.

Die Trinkenden fühlten sich erregter; das Bier hatte die Rauflust aufgestachelt. Zwar hielten die unverbrüchlichen Gesetze nach wie vor Alles im Bann strenger Feierlichkeit. Aber diese Gesetze selbst boten ja bestimmte Bahnen, auf denen man das Thier rasen lassen konnte. Die Bierrempeleien, wie erst zwischen Stavenhusen und Niebuhr, mehrten sich. Und immer häufiger scholl auch das Wort „Bierjunge" und die Antwort „hängt".

Jetzt rief Sievers, der bisher verhältnißmäßig wenig getrunken hatte, die Herausforderung zu Scharnweber hinüber. Er war an den Verkehrten gekommen. Scharnweber mußte sich überlegen und antwortete: „Prost doppelt!" Sievers fühlte sich vom Muth der Verzweiflung gepackt und rief: „Prost dreifach!"

„Lührs ist Unparteiischer", bestimmte, dem Gesetz gemäß, Scharnweber als der Geforderte.

„Silentium! Ich bins", rief der Dritte Chargirte Lührs; und während auf seinen Wink Christian und die beiden Fäxe drei volle Gemäße vor jeden der beiden Gegner hinstellten, fuhr er fort: „Ich zähle bis Drei. Auf Drei wird getrunken. ‚Popokatepetl' entscheidet."

Die Kämpfer standen bereit. Sobald Lührs bis Drei gezählt hatte, floß das Bier des ersten Seidels in die beiden weitaufgerissenen Schlünde hinab. Als sie es hinunter hatten, war noch kein Vortheil auf einer Seite zu sehen; ganz gleichzeitig flogen die zweiten Seidel hinauf. Nun gelang es Sievers, der mit rasendem Muth zog, zwei Sekunden eher fertig zu werden. Schon meinte Pornhagen leise zu seinem Nachbar Mosler: „Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß Scharnweber sich von Dem ansiegen läßt." Aber es kam anders. Scharnweber dachte jetzt an den durch drei Semester fest begründeten Ruhm, der zu verlieren war; Das gab ihm Halt und Kraft. Wie ein Gletscherbach in den Abgrund stürzte das dritte Seidel in seinen Magen, und als Sievers erst den letzten Tropfen hinabgoß, hatte sein Gegner schon das Wort des Sieges „Popokatepetl" ausgesprochen. Ja, sein Triumph wurde noch größer: denn während Sievers nun sofort hinausstürzen mußte, um an den Trichter auf dem Vorplatz zu gelangen, vermochte Scharnweber noch in guter Haltung Lührs' Entscheidung mit anzuhören: „Sievers dürfte zweiter Sieger sein."

Dann allerdings war es auch für ihn höchste Zeit; und er kam jetzt so rasch an den Trichter, daß sich der Anfang des Bierstromes aus seinem Munde noch mit den letzten Resten Dessen vereinigen konnte, was Sievers ausspie.

Der Trichter blieb jetzt überhaupt nicht fünf Minuten lang mehr

unbenutzt. Nicht nur häuften sich drinnen die Bierrempeleien und die Bierjungen stetig: auch dem Fuchsmajor war man nach Erledigung der ersten zehn Halben sofort zehn weitere vorgekommen. Als Graf Ahlefeld endlich erleichtert für sich feststellte, daß es elf Uhr geworden sei, gabs unter den Füchsen keinen mehr, der nicht zweimal draußen am Trichter gewesen war. Und als jetzt das Lied erscholl „Ich kenn' einen Helden seltener Art", beugte sich gerade Holt zum dritten Mal über das Geräth.

Als er wieder herein kam, sah er totenblaß aus, und als er sich hingesetzt hatte, fiel sein Kopf schwer auf den Tisch. Sofort rief Medow: „Fuchs, setze Dich gefälligst ordentlich hin; sofort in die Kanne! Eins ist Eins..."

Aber weiter kam er nicht, denn mit ganz ungewohnter Schärfe fuhr ihn Ahlefeld an: „So, Medow, nun ists genug! Du sorgst jetzt dafür, daß der arme Kerl im Nebenzimmer aufs Sofa gepackt wird."

Medow knurrte tückisch in sich hinein, wagte aber nicht zu widersprechen und ließ die Anordnung durch Niclassen und einen anderen Fuchs ausführen. Die Beiden konnten übrigens auch kaum mehr auf den Beinen stehen, und als gleich darauf Ahlefeld die Mütze vor sich auf den Tisch legte und rief: „Silentium! Offizielle Kneipe ex!" da gingen auch sie zugleich mit den meisten anderen Füchsen ins Nebenzimmer, wo sie halbtot auf das Sofa, die Sessel und die Stühle sanken.

Was von den Füchsen noch auf den Beinen stand (drei oder vier), blieb mit den Corpsburschen in der tabakgeschwängerten Luft des Kneipzimmers und trank weiter.

Aber schon nach einer Viertelstunde zog Ahlefeld seine Uhr und sagte: „So, wir wollen nach Haus gehen", und zu Harringa, Mosler und Fitzwilliams: „Die Corpsburschen Lührs und Medow werden sich die Ehre geben, die Herren zu geleiten."

Friedrich verständigte sich durch einen raschen Blick mit Fitzwilliams und lehnte dann dankend ab: Medow, den er im Lauf des Abends beobachtet hatte, war ihm zu unerfreulich geworden, als daß er seine Gesellschaft noch länger gewünscht hätte, und Lührs sah so totmüde aus, daß es ihm leid that, ihn noch wach zu halten. So fand er sich denn nach ein paar Minuten mit Mosler und dem Engländer allein vor dem Haus und athmete in tiefen Zügen die reine Luft der köstlichen Sommernacht ein. Die verfehlte ihre Wirkung auch auf die beiden Anderen nicht: Fitzwilliams stand gleich Friedrich stumm genießend da und Mosler sagte: „Herrschaften, darf ich einen Vorschlag machen? So schön ist es selten; wäre weiß Gott schade, jetzt schon ins Bett zu kriechen. Wo wohnst Du eigentlich, Harringa?" Und als Friedrich geantwortet hatte, fuhr Jener fort: „Also Feldstraße, ungefähr Ecke Waitzstraße? Na, und ich Eckernförderallee. Das ist Beides etwa gleich weit von hier. Ich meine also, Harringa und ich gehen schnell nach Haus, legen Mütze und Band ab und dann treffen wir uns alle Drei wieder hier auf diesem Fleck. In fünfunddreißig Minuten kann Das gemacht sein."

Fitzwilliams hatte nichts einzuwenden. „Gut,“ sagte er zu Friedrich, „ich bringe Sie nach Haus und wieder hierher.“

Friedrich kam Moslers Vorschlag sehr gelegen. Er hatte nicht die mindeste Lust, schon ins Bett zu gehen. Ihm war so herrlich zu Muth, so überschäumend jugendstark. Wie er den Sommer im Blut fühlte! Den Sommer und das gute Getränk des Abends. Er hatte heute dem Biercomment so manches Schnippchen geschlagen; jetzt ging es ihm nicht wie Holt und den anderen armen Kerlen, die ein sinnloser Zwang getrieben hatte, die Gottesgabe zu mißbrauchen. Mild durchwärmt und leicht erhoben, schritt er neben Fitzwilliams dahin. Schon nach einer kleinen halben Stunde trafen sie auf dem freien Platz vor der „Klinke“ wieder mit Mosler zusammen.

Der rief ihnen schon von Weitem sehr laut entgegen: „Wohin solls nun gehen?“

„Zunächst ans Wasser“, antwortete Friedrich. „Und dann immer dran entlang den Hafen hinunter. Und nachher, denke ich, biegen wir links ab und bummeln noch eine Stunde im düsternbrooker Gehölz.“

Die Anderen warens zufrieden und schritten auf den lockenden Glanz zu, der von der Germaniawerft, wo auch um diese Stunde die Arbeit nicht ruhte, über den Handelshafen herüberstrahlte.

Mosler wurde jetzt mit jedem Schritt lauter und aufgeregter. Mit großem Aufwand an Kräften erkletterte er die Kohlenhaufen, die unten am Eisenbahndamm zwischen Schienenstrang und Kaimauer lagen. Und als man an einen Dampfer kam, dessen Heck die Aufschrift „Brunsnis-Flensburg“ trug, war er kaum zu halten: er wollte mit Gewalt an Bord steigen und den Kapitän zur Rede stellen, was dieser Schiffsname zu bedeuten habe, den er absolut nicht verstehen könne.

Fitzwilliams sagte nichts dazu, sondern hielt ihn nur mit sanfter Gewalt fest, damit er nicht zwischen Kaimauer und Schiff ins Wasser stürze. Friedrich Harringa aber fühlte sich unliebsam gestört. Dieser Kölner sollte ihm nicht die Stimmung zerreißen! In ihm war es wie Glockenklang, wie seliges Sehnen, als berge der Schleier dieser Nacht noch ein großes, weiches Geheimniß.

Sie waren den Eisenbahndamm zu Ende gegangen, hatten die kleine Brücke des Bootshafens überschritten und gingen den Wall entlang. Jetzt, als sie die düstere Masse des Packhauses hinter sich hatten, sprangen rechts die vier Seegartenbrücken in die Wasser des Kriegshafens hinein.

Friedrich lenkte die Schritte auf die erste der Brücken; die beiden anderen jungen Männer folgten. Man hatte Glück: Moslers Redestrom war gerade auf einen Damm getroffen; vielleicht wurde der Rheinländer allmählich müde. Fünf Minuten lang störte nichts das weiche Wehen des Seewindes, das stille Leuchten der Sterne und den hellen Glanz der Hunderte von Lichtern, die von den Schiffen im Hafen schimmerten.

Als man dann aber den Weg fortsetzen wollte, zeigte sich, daß es

völlig unmöglich war, Mosler am Café Fährhaus vorbei zu bringen. Er müsse jetzt Cognac haben. Die beiden Anderen gaben wohl oder übel nach. Als man drinnen war, quälte Mosler so lange, bis Friedrich ihm widerwillig die kleine Kristallflasche leeren half. Fitzwilliams' bestimmte Erklärung, er habe für diesen Abend genug getrunken, steigerte Moslers Erregtheit fast bis zu einem Zornausbruch. Es gelang aber, ihn zu begütigen und in verhältnißmäßiger Ruhe wieder aus dem Café herauszubringen.

Dort wurde er mit einem Mal sehr fröhlich. „Herrschaften," rief er vergnügt, „mir kommt eine Prachtidee. Ich denke, wir lassen das düsternbrooker Gehölz schwimmen. Wir sind hier nur eine halbe Minute von einem ganz famosen Lokal, wo ich mich vor acht Tagen glänzend amusirt habe. ‚Hinter der Mauer' Nummer sechzig, zehn Schritt hier in die Fischerstraße hinein und dann links um die Ecke. Man siehts dem Hause von außen nicht an. Eine Eleganz da drinnen und eine Sektmarke! Na, und Mädchen! Ich bin doch jetzt, wer weiß, wie oft, nach Hamburg 'rübergefahren und kenne die Schwiegerstraße gründlich. Aber so was habe ich wirklich selten gesehen. Also abgemacht: da gehen wir jetzt hin."

Friedrich war es, seit sie das Café verlassen hatten, als schwimme ein leichter Nebel in seinem Kopf. Immer lockender schien ihm der Zauber der Nacht, immer heller klang es in seinem Blut. Was lag über diesen Häusern mit einem Mal für ein seltsamer Reiz, wie wundersam lockte das Dunkel dieser engen Straßen. Jetzt Etwas erleben! Etwas ganz Neues, das Schleier lüftete, hinter die man nie gesehen hatte. Irgendein Abenteuer. In diese Stimmung schlugen Moslers Worte hinein. „Hinter der Mauer." Ja, so, den Klang der Worte kannte er. Und ihm war eigentlich, als habe er sonst den Begriff des Ekels damit verbunden. Aber nun ging Das wieder unter in dem Nebel, der durch sein Haupt wogte, und in dem Kraftgefühl, das immer höher schwoll. Warum war ihm eigentlich dieser Mosler früher so unangenehm gewesen? War doch ein lustiger Geselle!

Was klangen da in seine Traumstimmung für merkwürdig kühle Worte? Ach, sie waren ja zu Dreien. Was wollte denn nun der Dritte?

„Hören Sie, lieber Harringa", sagte die Stimme mit dem leichten englischen Accent, „lassen Sie die Finger von der Geschichte, besonders heute abends. Wir sind ja gute Bekannte geworden hier in Kiel, darum werden Sie es mir nicht übel nehmen: ganz nüchtern sind Sie doch nicht mehr; man siehts Ihnen jetzt deutlich an, seit wir das Café verlassen haben. Machen sie keinen Unsinn. Geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns weitergehen."

Und er wollte seinen Arm unter den Friedrichs schieben. Aber mit einem wahren Wuthschrei sprang Mosler dazwischen. Er hatte jede Herrschaft über sich verloren; mit hochrothem Gesicht, mit den Händen wild in der Luft herumfuchtelnd, schrie er zu dem Engländer, dem er kaum bis an das Kinn reichte, hinauf: „Mein Herr, Das ver-

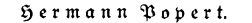
bitte ich mir! Das geht Sie gar nicht an! Wenn Sie sich hier als Spielverderber aufthun wollen, dann scheren Sie sich gefälligst nach Hause, Sie ..."

Er stockte. In Fitzwilliams' etwas lässiger Haltung war kaum eine Veränderung zu bemerken gewesen, und ob die grauen Augen ihren Ausdruck gewechselt hatten, konnte im Schein der Straßenlaternen Niemand erkennen. Aber Mosler hatte gesehen, wie sich die Fäuste des jungen Mannes ballten. Das hatte genügt, um seinen umnebelten Geist doch noch eine Erkenntniß fassen zu lassen: Der, den er zu beschimpfen im Begriff war, ist kein deutscher Student, sondern ein freier Mann. Der gelernt hatte, seine natürliche Waffen zu gebrauchen, und der ihn, wenn er unverschämt wurde, einfach mit zwei Boxerstößen auf das Pflaster warf, ihm keine Satisfaktion dafür gab und nicht nöthig hatte, das Ehrengericht des S. C. zu befragen, ob ihm Das gefalle oder nicht. Er zog also vor, den Rest seiner Worte zu verschlucken, stammelte: „Pardon, ich bin heute etwas aufgeregt", und machte, daß er einen Abstand von einigen Schritten gewann.

Als er sich dann nach Friedrich umsah, bemerkte er zu seinem Vergnügen, daß Der schon links in die Fischerstraße hineinschritt. Er ging hinter ihm her, erreichte ihn und Beide bogen links um die Ecke. Fitzwilliams sah ihn einen Augenblick nach, machte eine bedauernde Bewegung und schritt dann in die Wasserallee hinein, seiner Wohnung im Forstweg zu.

* * *

... Es war an einem Morgen drei Wochen darauf. Fitzwilliams hatte gesegelt und schlenderte nun, von der Bellevuebrücke her, den Düsternbrooker Weg entlang seiner Wohnung zu. Als er vor der Marineakademie stand, sah er sich auf der anderen Seite der Straße einen jungen Herrn entgegenkommen. Es war die unverkennbare hochgewachsene Gestalt Harringas. Er hatte ihn seit dem Abend der Baltenkneipe nicht wiedergesehen und war im Begriff, auf ihn zuzugehen und ihn zu fragen, weshalb er in der letzten Zeit nicht mehr zu dem abendlichen Rudern gekommen sei. Aber Harringa bemerkte ihn offenbar nicht, sah eigenthümlich starr geradeaus und bog, ehe Fitzwilliams ihn erreicht hatte, in die Reventlowallee hinein, wo er in einem Haus verschwand. Fitzwilliams war kein neugieriger Mensch. Aber das Aussehen und Gebahren des jungen Chemikers hatten einen so unheimlichen Eindruck gemacht, daß der Engländer unwillkürlich seine Schritte bis vor das Haus lenkte, in das Harringa hineingegangen war. Gleich darauf kehrte er mit betrübtem Gesicht um. Auf dem Porzellanschild am Eingang des Hauses hatte er den Namen eines berühmten Spezialarztes gelesen.



München. Hermann Popert.



Selbstanzeigen.

Die Dokumente der Gnosis. Eugen Diederichs in Jena.

Die Gnosis reicht mit ihren Anfängen in beträchtlich frühere Zeiten hinauf als alles Christliche, das wir haben, entfaltet sich etwa um die muthmaßliche Zeit des Ursprunges der christlichen Lehre zu breitem Umfang auf dem Boden eben der Länder, die alsbald auch für die christliche Propaganda in Betracht kommen, und wird schließlich erst mühsam von der aufstrebenden Kirche unterdrückt. Schon hierdurch ist sie heute, wo auch die strittigen Fragen nach Wesen und Art des Urchristenthumes von Neuem gestellt wurden, besonderer Aufmerksamkeit sicher. Sie besteht aus einer Fülle zum Theil noch recht gut überlieferter, religiös angehauchter, philosophischer Systeme, in denen kühne und ergreifende Versuche zur Lösung ewiger Probleme unternommen wurden und deren Urheber sich als bedeutende Denker, die in gleichem Maße der Betrachtung „des Sternenhimmels über uns und des Sittengesetzes in uns“ nachhingen, zu erkennen geben. So kommt es, daß wir auch menschlich an ihnen regen Antheil nehmen und sogar bereit sind, sie um ihres tragischen Schicksales willen, das ihre Schriften fast völliger Vergessenheit, ihre Lehren vielfacher Entstellung anheimfallen ließ, hier und da auch allzu hoch einzuschätzen. Aber selbst wenn man von ihrem Verhältniß zur Kirche absieht und den Wahrheitgehalt ihrer Lehren unberücksichtigt läßt, erkennt man sie als beredte Zeugen einer Zeit, die, wie wohl kaum eine zweite, in Denken und Fühlen Altes und Neues, in Trümmer sinkende Kulturen und erstehende Lebenswerthe, zu gestalten vermochte. Unser religiöses Interesse an der Gnosis ist zufällig und subjektiv, bestimmt durch den Umstand, daß in unseren Landen das Christenthum eine der größten Mächte ist; unser philosophisches Interesse an ihr läuft nur allzu leicht Gefahr, ganz anders Gedachtes nach den Ergebnissen modernen Denkens abzuurtheilen; um auch für alle anderen Betrachtungweisen zugleich die einzig verläßliche Grundlage zu schaffen, bleibt nur das historische und als solches streng objektive Verfahren, das bestrebt ist, der ins Auge gefaßten Erscheinung als solcher gerecht zu werden. Im Fall der Gnosis läßt es sich gar nicht so schwer anwenden, wie der erste Blick glauben möchte. Denn von den Lehren der Gnostiker ist noch so viel überliefert, daß es wohl schon von allem Anfang an völlig zum Verständniß der Bewegung ausgereicht hätte, wenn nur nicht, wie leider bisher immer geschah, der moderne Bearbeiter seine unmaßgeblichen Gedanken so laut auszusprechen gewohnt wäre, daß die verhallende Stimme des Gnostikers nicht mehr zum Leser dringen kann und ein Zwiegespräch zwischen Beiden über den Abstand der Jahrtausende hinweg, das fürs Erste immer in der leisen Sprache verborgener Regungen des Herzens anheben muß, vollends unmöglich wird. Daher entschloß ich mich, endlich einmal den Gnostikern selbst das Wort zu ertheilen und dem Leser die eigentlichen „Dokumente der Gnosis“ in

möglichster Reichhaltigkeit und einer seinen Bedürfnissen genügenden Form in die Hand zu geben. Bei der Zusammenstellung der gnostischen Originaltexte wurde nur die eigentliche Gnosis unmittelbar vor und nach dem Auftreten des Christenthumes berücksichtigt, also etwa die Zeit von 200 vor bis 200 nach Christus; auch aus dieser Epoche aber nur das Schönste und Bedeutsamste. Die Auswahl beschränkte sich nicht etwa auf Das, was die kirchlichen Schriftsteller an gnostischen Systemen in ihrer Polemik aufbewahrt haben; vielmehr fanden auch heidnische und jüdische Dokumente und einige Stücke aus der gnostischen Erbauungliteratur in die Sammlung Aufnahme. Die meisten der so vereinten Texte wurden überhaupt noch nicht oder doch nur für enge Gelehrtenkreise in die deutsche Sprache übertragen. Der Uebersetzer hat eine flüssige, der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Sprache angestrebt. Die den Texten angefügten Erläuterungen geben dem Leser das Rüstzeug, dessen er zum Verständniß des vorangegangenen Stückes bedarf und das ihm den Rückblick auf die wichtigsten Voraussetzungen ermöglicht. Aber durch diese Menge gnostischer Gedankengänge und Gedankengebäude muß ein Führer leiten, der auch die Gnosis als Ganzes aus ihren Einzelerscheinungen und unter steter Rücksicht auf sie zu vermitteln bereit ist. Die Stelle solches Führers vertritt die umfangreiche Einleitung, in der nicht nur Wesen und Eigenart der Gnosis erläutert, gnostisches Denken an dem Beispiel eines sorgfältig analysirten Mustersystemes vor Augen geführt wird, sondern die vor Allem die Ueberlieferung der Gnosis streng historisch beleuchtet und schließlich auch die Fragen nach dem Ursprunge der ganzen Bewegung erörtert; all Dies aber so, daß der Ansicht des Verfassers immer die Mittheilung des ihr zu Grunde liegenden Stoffes vorangeht, so daß der Leser stets in der Lage ist, sich sein eigenes Urtheil zu bilden. Daß die Weltanschauung der Babylonier, die Lehre der Orphiker, Mythisches und manches Andere im letzten, den Ursprüngen der Gnosis nachspürenden Theil der Einleitung erwähnt wurde, ging aus dem Bestreben hervor, die Gnosis aus ihrer scheinbaren Sonderstellung zu bringen und in die großen Zusammenhänge der Kulturgeschichte einzureihen. Dr. Wolfgang Schultz.

*

Deutsche Machthaber. Schuster & Loeffler, Berlin. 6 Mark.

In unseren politisch erregten Zeiten und anderthalb Jahre nach der Novemberrevolution erschien es zeitgemäß, die deutschen Machthaber zu schildern. Um so mehr, als durch die Veränderung der technischen, wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse die entscheidenden Einflüsse sich vollkommen umgestaltet haben. Wilhelm der Zweite hat dieser Umgestaltung in sehr beachtlichem Maß Rechnung getragen; er legt auf den Umgang mit Männern des Verkehrs, des Handels, der Industrie und der Börse besonderen Werth. Die Presse hat dem Buch vorgeworfen, es enthalte eine Unzahl von Indiskretionen und vieler-

lei Klatsch. Der Sachkenner merkt, daß ich sehr diskret war und daß die in meinem Buch erzählten Geschichtchen wahr sind. Da ich acht Jahre, von 1897 bis 1905, mit Wermuth an der Vorbereitung der Handelsverträge im Reichsamt des Innern gearbeitet habe, konnte ich ihn aus eigener Anschauung schildern. Das Selbe gilt vom Grafen Posadowsky. Rudolf Martin.

❁

Englands wirthschaftliche Zukunft. Leipzig, Hans Sachs-Verlag. Eine Mark.

Meine kleine Schrift will nicht in die fernste wirthschaftliche Zukunft Englands hineinleuchten. Ich begnüge mich damit, Entwickelungstendenzen zu zeigen, deren Grundlinien schon heute überall sichtbar sind. Meine Schrift ist keine gelehrte Abhandlung, obwohl ich glaube, keine einzige unrichtige Ziffer oder unexakte Behauptung angeführt zu haben. In möglichst allgemeinverständlicher Sprache will ich zeigen, daß der englische Imperialismus eine Entwickelungwahrscheinlichkeit ist und daß hier ein tieferer Zusammenhang mit anderen wirthschaftlichen Ereignissen unserer Zeit erkennbar wird. Das Wesen des englischen Imperialismus ist nur zu begreifen, wenn man eingesehen hat, daß er, wie die ostasiatische Entwickelung und die Kartelle, das Symptom einer neuen Zeit ist. Die Aera eines vollkommeneren, verjüngten (ich möchte fast sagen: eines „raffinirteren“) Kapitalismus hebt an.
Wien. Dr. Paul Weisengrün.

❁

Im Kampf um die Ideale. Verlag von Ernst Reinhardt in München. 4 Mark.

Ich wollte in diesem Buch ein Stück unserer Zeit mit ihren Problemen, Sorgen, Wünschen, mit ihrer Lust und Trauer festhalten. Die Freude des Schaffenden lag zunächst darin, den schier übergroßen Stoff nach neuen, eigenen Gesetzen zu formen. Meine „Menschheitsymphonie“, die im tiefsten Moll beginnt, dann, mit dem Uebertritt aus dem Reich des Nebels, des Regens und des Sturmes in die wärmeren Zonen, zu Kantilenen, Romanzen und zu sanften Adagios übergeht, auf dem Atlantischen Ozean zum Oratorium im Fugenstil sich erhebt und in kräftigster und hellster Durtonart endet, stellt im Letzten den Sieg des Optimismus über den Pessimismus dar. Wie ich mir den Aufbau des Buches vom Standpunkt des Architekten, der eine durch Brand zerstörte Kirche neu erstehen läßt, oder auch vom Standpunkt des Webers aus, der einen kunstvollen, sprechenden Teppich gewirkt hat, vorgestellt habe, mag der Leser in dem Buch selbst wahrnehmen. Es hat seinen Zweck erfüllt, wenn es Den, der es mit Bedacht liest, ob Volk oder Herrscher, gesünder, freier, klarer, froher, geschickter zur Mitarbeit an den großen Aufgaben unserer Zeit und ruhiger für den großen Weg gemacht hat, den wir Alle einmal gehen müssen.
Klein-Flottbeck. Georg Bonne.

Renten und Realkredit.

Staatsrenten und Bodenkredit: Beide fordern Reformen. Um die prinzipielle Frage, ob das Recht des Bodens den Ansprüchen der Staatspapiere vorangehen müsse, kümmert man sich nicht; auch wird kaum daran gedacht, die Körpermaße der beiden Rivalen einander zu vergleichen. Daß in deutschen Staatsanleihen 19 bis 20 Milliarden angelegt sind, ist leicht auszurechnen; schwerer ists, den „finanziell faßbaren" Boden zu schätzen. An 100 Milliarden wird nicht viel fehlen. Der Rentenkoloß ist ein Mittelgebirge, der andere Riese aber streckt sich bis in die höchsten Gletscherregionen. Aber die Staatspapiere sind die „Gewappelten"; in ihnen und durch sie wirkt die Macht des Reiches und das Ansehen der Bundesstaaten. Deshalb ist die Sorge um ihren Kurs Ehrensache. Dem Boden fehlt solche Autorität (wenn sichs nicht um ein Paradefeld handelt, das natürlich im Rang über dem gewöhnlichen Baugrund steht). Die Hypothek muß sich gegen das Staatspapier also mit allen Waffen vertheidigen. Der Realkredit ist ein wichtiger Theil der Wirthschaft; doch (schon weil ihm der Mißduft der Bodenspekulation anhaftet) nicht so hoch im Ansehen wie das Rentengeschäft.

Daß für die deutschen Standardwerthe Etwas geschehen müsse, ist bis zur Ermüdung wiederholt worden. Jeder Versuch, die Vermögensanlage nach den Wünschen des Staates neu zu ordnen, muß aber mit den Hypotheken rechnen. Das Experiment mit den Sparkassen blieb in den Anfängen stecken. Die öffentlichen Versicherungsanstalten, besonders die Sozietäten der Feuerversicherung, sollen nun zum Asyl der Staatspapiere werden. Den Banken war empfohlen worden, ihre Reservefonds mit deutschen Renten zu füttern; sie antworteten, daß sie von dieser Speise schon genug zu sich genommen haben. Die privaten Versicherungsgesellschaften sollen gezwungen werden, den vierten Theil ihres Vermögens und fürs Erste den dritten Theil ihrer jährlich zuwachsenden Mittel in Staatspapieren anzulegen. Sie sind von dem Rath nicht gerade entzückt. Die Summe der von ihnen ausgeliehenen Hypothekengelder wird ungefähr 5 Milliarden betragen; bei den deutschen Sparkassen werden es 9½ bis 10, bei den Hypothekenbanken 11 Milliarden sein. Der Hypothekenbestand der Versicherunginstitute macht etwa 75 Prozent ihres Gesammtvermögens aus. Auf einer Generalversammlung des Deutschen Vereins für Versicherungwissenschaft wurde entschiedener Widerspruch gegen den geplanten Rentenzwang empfohlen und besonders auf die Möglichkeit von Zins- und Kursverlusten hingewiesen. Die Anstalten für Sozialversicherung, denen, wie den Feuersozietäten, die den Privatgesellschaften vorgeschlagene Pflicht auferlegt werden soll, haben andere Daseinsbedingungen als die Lebensversicherunganstalten. Die sind Erwerbsinstitute und müssen (schon der Konkurrenz wegen) für den Vortheil der Versicherten sorgen. Das können sie nur, wenn ihr Vermögen guten Ertrag bringt. Nach dem Bericht des Kaiserlichen Auf-

sichtamtes für Privatversicherung ergaben die hypothekarischen Darlehen im Durchschnitt der letzten vier Jahre 4¼ Prozent. Dazu kommen die Einnahmen an Provisionen mit ¾ Prozent im Durchschnitt. Die Anlage in deutschen Staatspapieren brächte aber nur einen durchschnittlichen Ertrag von 3,60 Prozent; also 1,40 Prozent weniger. Und dieser Verlust würde sich mit dem Effektenzuwachs erhöhen. Bei einem jährlichen Vermögenszuwachs von 300 Millionen Mark wären schon im ersten Jahr 100 Millionen (ein Drittel) in Staatspapieren anzulegen und so müßte es weiter gehen, bis die Minimalgrenze von 25 Prozent des Gesammtvermögens erreicht ist. Daß man an billig gekaufter Staatsrente verdienen könne, wird gar nicht mehr bedacht; die Unlust rechnet nur mit unveränderten oder noch schlechteren Anleihekursen. Der Einwand, daß man gerade den Kurs stützen wolle, wird nicht beachtet; leichter als dem Fiskus glauben die Leute der Erfahrung, die lehrt, daß es mit unseren Anleihen nicht vorwärts geht.

Was den Werthpapieren zugeführt wird, müßte den Hypotheken entzogen werden. Die Versicherunginstitute werden von den eigentlichen Beherrschern des Hypothekenhandels, den Pfandbriefbanken, als lästige Konkurrenten angesehen. Trotzdem die Qualitäten der Pfandobjekte nicht sehr verschieden sind, haben die Hypothekenbanken eine Sonderstellung und die Nebenbuhler aus der Versicherungbranche gelten ihnen nicht für voll. Die Mängel des Hypothekarkredites sind nicht im Bereich der Ersten Hypotheken zu suchen. Darlehen, die an erster Stelle eingetragen werden, findet man leicht. Die Reform des Hypothekenwesens soll den Zweiten Hypotheken nützen, die nicht in den geschäftlichen Bezirk der Pfandbriefbanken und Versicherunganstalten gehören. Mindert sich, durch die Begünstigung der Staatspapiere, das den besten Beleihungen erreichbare Kapital, so verengen sich aber auch die Grenzen der Möglichkeiten für Zweite Hypotheken. Von den Sparkassen hofft der Kommunalmann, dem die Wohnungnoth am Herzen liegt, alles Heil. Sollen die Sparkassen für die Staatspapiere sorgen, so müssen sie die Hypotheken vernachlässigen; dennoch wird ihnen zugemuthet, mehr für den Hypothekenmarkt zu thun. Und die Stadtobligationen wollen auch gefördert sein. Neulich nannte ein Bürgermeister die Noth der Zweiten Hypotheken einen Krebsschaden der Städte. Die Lösung des Problems der besten und billigsten Wohnung ist mit dem Schicksal der Nachhypotheken eng verknüpft. Wer aber soll helfen? Die städtischen Sparkassen; die sich auch um das Wohl der Reichsanleihe und der Preußischen Konsols verdient machen sollen. Das ist ein etwas anspruchsvolles Verlangen. Die Städte leihen jetzt selbst Gelder auf Zweite Hypotheken aus. Dazu bedürfen sie natürlich eines Fonds, wenn sie nicht Pfandbriefe ausgeben. Der Fundus kann nur durch eine Anleihe beschafft werden; aber man predigt den Städten, namentlich den kleineren, Enthaltsamkeit, damit sie die Ruhe des Rentenmarktes nicht stören. Im vorigen Jahr haben drei deutsche Gemeinden eigene Hypothekeninstitute errichtet: Magdeburg, Rixdorf,

Barmen. Auch in München denkt man immer noch an eine städtische Bank für Zweite Hypotheken. Da siehts schlimm aus. Das Geld ist in die verstecktesten Löcher geflogen, um ja keinem Grundstücksjäger mehr vors Korn zu kommen. Die haben mit ihren Treibjagden den alten Wildstand fast völlig vernichtet. Der Typ einer münchener Grundstücksgesellschaft, Neu-Westend, ist zu einer Sanirung verurtheilt worden, die eine Musterkarte alles Elends der Terrainspekulation zeigt. Ein Besitz, der mit beinahe 16 Millionen im Buch stand, mußte auf den dritten Theil seines Werthes reduzirt werden. Dabei ist Wohnungnoth fühlbar. Das Geld, das früher nicht zu halten war, wenn es von Terrains hörte, muß heute listig aus Sparkassen und städtischen Fonds herbeigelockt werden, damit wieder gebaut werden kann. Sechshunderttausend Menschen und fünfhundert leere Wohnungen.

Die Nothwendigkeit, den Realkredit zu erleichtern, wird schon lange empfunden. Die Hausbesitzer suchen sich von den oft sehr drückenden Bedingungen der Hypothekenbanken und Versicherunganstalten zu befreien. Die städtischen Hypothekeninstitute können billiger arbeiten als die Händler mit Hypothekengeld. Sie werden besonders da nützlich wirken, wo die private Hypothekenbank kein passendes Feld zu finden glaubt. Einzelne Stadttheile werden bevorzugt, andere, die an sich nicht schlechter sind, gemieden. Sieht man näher zu, so merkt man, daß nicht immer nur Laune, sondern oft auch Privatinteresse dahinter steckt. Natürlich ists auch im bunten Bezirk des Grundstücksgeschäftes zu Ringen und Bünden gekommen. Das Manipuliren mit großen Bodenflächen ist kein billiges Spiel. Die böse Werthzuwachssteuer hat die Kosten oft unerschwinglich gemacht. Die paar Großen, besonders die Deutsche und die Dresdener Bank, die auf dem berliner Grundstücksmarkt eine Rolle spielen, haben ihre Posten bis ins letzte Außenvorwerk geschickt. Da arbeitet eine Triebkraft an der anderen; und ein Geschäft ist fix und fertig, ehe Andere noch mit der Offerte heraus sind. Der Verkauf des Scheunenviertels ist eine solche Leistung. Für die Stadt Berlin ist die ganze Sache, wie männiglich bekannt, kein Heldenstück. Was hineingesteckt wurde, bleibt zum großen Theil am Ort seiner Bestimmung; ein Geschäft war also bei dem Verkauf nicht mehr zu hoffen. Nun hatte die Neue Bodengesellschaft ein Angebot gemacht, das man zu niedrig fand. Eine andere Firma wollte den Baugrund in Erbbau übernehmen. Da konnte die Stadt in die Praerogative der Grundstückspekulation eingreifen und das Erbbaurecht fördern. Aber ein drittes Angebot schien noch günstiger als die beiden anderen. Dahinter stand, wie man annahm, die Deutsche Bank; und acht Millionen: kein Pappenstiel! Die Häupter des Grundstückmarktes halten fest und treu zusammen. Da ists nicht leicht, bequemere Hypothekarkreditbedingungen zu schaffen; und es wird noch schwerer, wenn zur selben Zeit für den Kurs der Staatspapiere gearbeitet wird. Gegen die Standesunterschiede auf dem Kapitalmarkt scheint noch kein wirksames Rezept geschrieben zu sein.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

MURATTI

Cigarettes

Manchester

Einheitspreis für Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung . . . . M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin



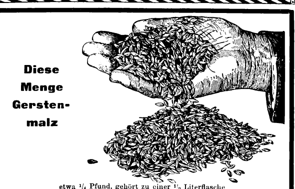
Zentrale:
Berlin W 8, Friedrichstraße 182

Basel — Wien I
München — Zürich

Sperminum Poehl

bewirkt physiologische Oxydation der im Körper angesammelten Ermüdungstoxine, regt die Gewebsatmung an, daher die von ersten Klinikern erzielten Erfolge bei Stoffwechselkrankheiten, Herzleiden, Marasmus, Arteriosclerose, bei Uebermüdung und in der Rekonvalescenz. — Erhältlich in den grösseren Apotheken. — Reichhaltige Literatur versendet gratis das Organotherapeutische Institut **Prof. Dr. v. Poehl & Söhne (St. Petersburg).** Abt. Deutschland **Berlin SW. 68u.** Bitte stets Original „Poehl“ zu fordern.

Diese Menge Gersten-malz



etwa 1/4 Pfund, gehört zu einer 1/2 Literflasche

Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz.

Aerztlich anerkanntes Stärkungsmittel f. Rekonvaleszenten, Blutarme, Schwache, Wöchnerinnen und stillende Mütter. Bewährtes Anregungsmittel für Gesunde, die körperlich oder geistig angestrengt arbeiten.

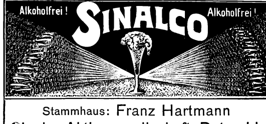
Vorzügliches Tafelgetränk. Bester Haustrunk. Wohlbekömmliches Kneipbier.

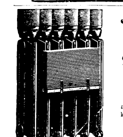
Nicht zu verwechseln mit den obergärigen, mit Zucker versüssten Malzbieren. Durststillend und labend, ***wenig Alkohol,*** *rein Malz und Hopfen.*

Ueberall zu haben. Sonst wende man sich an die Fürstliche Brauerei Köstritz, die gern wegen bequemen Bezuges Auskunft gibt.

Köstritzer Schwarzbier steht unter ständiger Kontrolle des beeideten Nahrungsmittelchemikers Dr. Bein-Berlin.

*


Alkoholfrei !
SINALCO
Alkoholfrei !



Die Hypotheken-Abteilung des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14

Kapital: 5 Millionen Mark

hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte i. Berlin u. Vororten z. hypoth. Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, u. zwar f. d. Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.

Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bezw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Kuxen, Bohranteilen und Obligationen der Kali-, Kohlen-, Erz- und Oelindustrie, sowie Aktien ohne Börsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Bei **Krüger & Co., Leipzig 94,** erschien soeben **Engert,** ev. Pfarrer Dr. **T., Die**

Sünden der Päpste im Spiegel der Geschichte.

6,— Mk., eleg. geb. **8,—** Mk. Streng historisch. Keine Schmähschrift. **Kritiken gratis.**

Freiluft-Schule Hohenlychen.

Für Kinder zarter Gesundh. (blutarme, nervöse), um sich körperlich und geistig unter günstigen hygien. Bedingungen zu entwickeln. 2 Stunden v. Berlin, an klimatisch bevorzugtem Platze. Streng individ. Behandl. jed. Zögl. Unterricht nach dem Plan des Realgymnasiums.
Prof. Dr. Pannwitz, Charlottenburg.



NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ

ist das allein echte Karlsbader **SALZ**

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. **(Camphausen)** Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

Sanatorium

Erholungsheim

Hôtel

Nach **allen** Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentrale der schönsten Ausflüge.

Wintersport!

Im **Erholungsheim** und **Hôtel** Zimmer mit Frühstück inkl. elektrische Beleuchtung und Heizung von **M. 4,— täglich** an, mit voller Pension von M. 7,— an. Im **Sanatorium** (Physik.-Diät. Heilverfahren) von M. 8,—.

Inseraten-Annahme für *„Die Zukunft“ durch die Anzeigenverwaltung* **Alfred Weiner** *Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. VI, 567 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —*

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.